

SS
straße 56-58
Fernruf
5195
AS
Größen

Wegen Erkrankung
Mädchen evtl. für
dauernd in herrsch.
Privat-Haushalt

Mädchen
f. Küchen- u. Haus-
arbeit gesucht.
Wo liegt die Exp.

Mädchen
gut angelehrt sucht
Stellg. im Hausb.
u. 584 Zweige
helle Grevenbroich.

Wetterer Witwe
ohne Kindern, evtl.
mit Mädchen, sucht
Pension gegen gute
Bekleidung, 80 bis
90 M. pro Monat
in gutem Hause bei
Witwe od. Ehepaar
vom Ende Februar
an od. v. 1. April
an. Angebote mit
Angaben u. 8 185
an die Expedition.

Ver-
mishtes

Wohlfühl-
zimmer für 30 M. 50.-
zu verm. Barstr. 13

2 mod. Sessel
1. Handtuch, 1. Tisch
samt neu, billig zu
verkaufen.
Bismarckstr. 75
II. Et., v. 17-19 Uhr

Zu verkaufen:
1 Tisch, 1 Topfbau
4 Stühle, 5 Ge-
bäckständer, 1 Hand-
tuchhalter, 2 Wand-
uhren für 30 M. 10.-
Barstr. 13.

Ruhbinder
sowie Strohhalm in jeder
Menge ab Hof zu
verkaufen. Off.
u. 8 22 a. d. Exp.

Neu 3 300
Schlaglamm- und
Herdgeschirre zu
verkaufen. Wülfers-
Wiederholer 71.

Zagdbund
entlaufen, braun mit
weiß. Fleck., langh.
Gegen Belohn. abg.
Joh. Weyen,
Lüttelgehn 10.

Wohlfühl-
gar nicht so
e Zahnpasta

Stiefel-
geht der Zeit-
den gebahnt

Stiefel-
geht der Zeit-
den gebahnt

Stiefel-
geht der Zeit-
den gebahnt

Stiefel-
geht der Zeit-
den gebahnt

Stiefel-
geht der Zeit-
den gebahnt

Stiefel-
geht der Zeit-
den gebahnt

Stiefel-
geht der Zeit-
den gebahnt

Stiefel-
geht der Zeit-
den gebahnt

Stiefel-
geht der Zeit-
den gebahnt

Stiefel-
geht der Zeit-
den gebahnt

Stiefel-
geht der Zeit-
den gebahnt

Stiefel-
geht der Zeit-
den gebahnt

Stiefel-
geht der Zeit-
den gebahnt

Nr. 3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 5 — Sonntag, 2 Februar 1936

Du bist die Ruh'

Du bist die Ruh',
der Friede mild,
die Sehnsucht Du,
und was sie stillt.

Ich weihe Dir
voll Lust und Schmerz
zur Wohnung hier
mein Aug' und Herz.

Kehr ein bei mir
und schließe Du
still hinter Dir
die Pforten zu!

Treib' andern Schmerz
aus dieser Brust!
Voll sei dies Herz
von Deiner Lust.

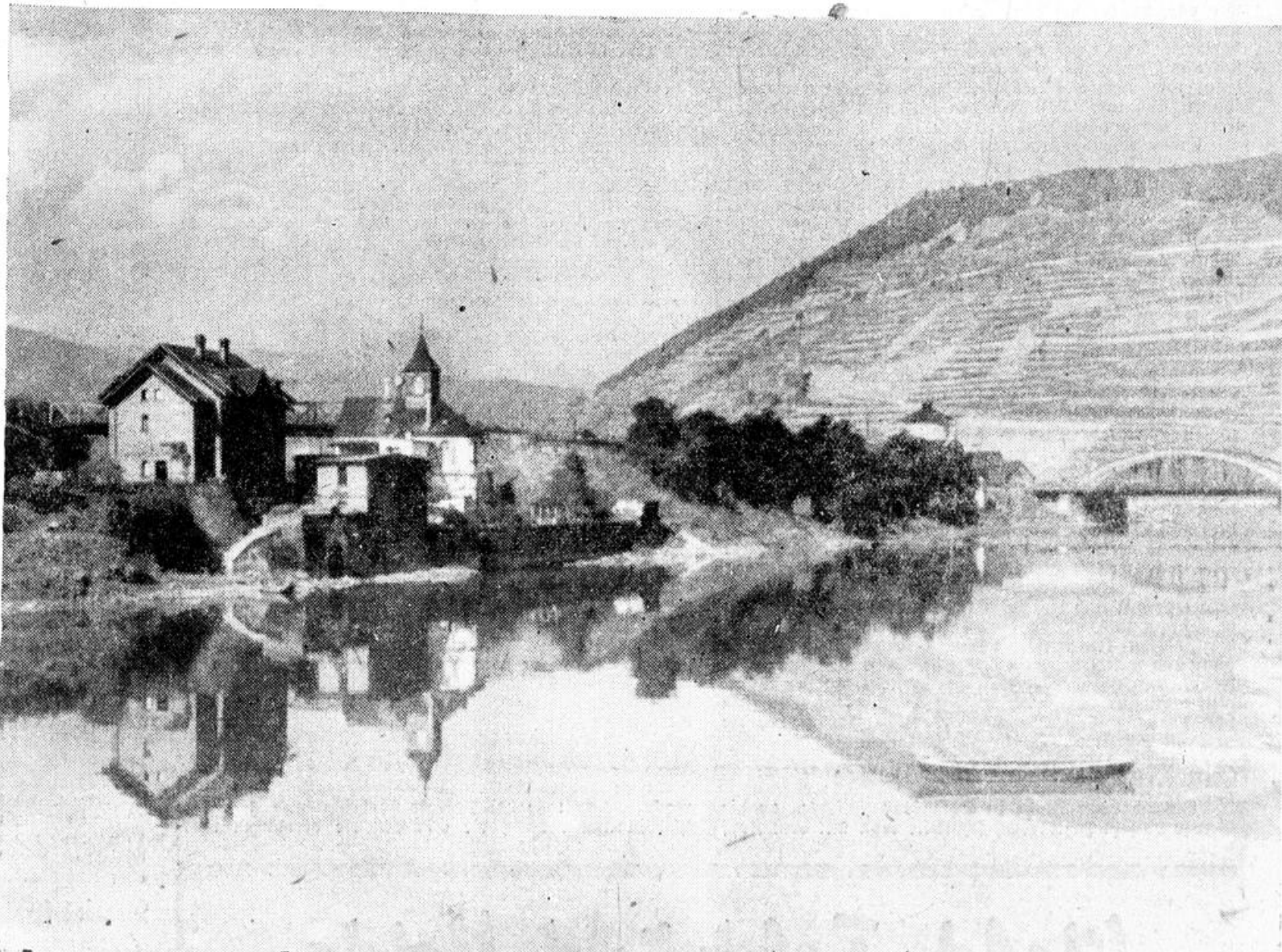
Dies Augenzelt,
von Deinem Glanz
allein erhellt,
o, füll' es ganz!

Friedrich Rückert.



Gesegnetes Land am Rhein
Nahe-Mündung bei Bingen

Foto: W. Pfeifer, Neuss



Das ist der Rhein

Von Heinrich Lersch.

Das ist der Rhein, sagte der Lehrer, und zeigte auf der Landkarte eine schwarze Linie, die hoch aus dem Blau des Meeres kam und in vielerlei Windungen und mancherlei Farben sich in einen braunen Flecken verlor.

Er erklärte uns, was ein Strom sei, wie er entsteht und daß er unserem Lande den Namen gebe, den wir durch alle Zeiten behielten. Er war ein Maler, der Lehrer, und brachte uns viele Bilder mit, die er gezeichnet und photographiert: wie groß und bunt war die Alpenwelt, die auf der Landkarte nur braune Farbe mit weißen Flecken war.

Riesige Berge sahen wir auf den Bildern und Schnee darauf im heißen Sommer. — Das war die Schweiz. Und dann zeigte er uns den Bodensee und den Rheinfall.

In jeder Stunde besonders erzählte er von den Schiffen, die er so liebte, von den Segelbooten, die der Wind treibt, der nichts kostet, nicht qualmt und keinen Lärm macht.

Wie er in solchem Boot den Rhein hinaufgefahren, in den großen Ferien bis Straßburg, der wunderschönen Stadt. Alle Dörfer und Berge gesehen und alle Burgen: alle Städte und Häfen und die vielen fremden Menschen.

Von geschmückten Sonntagsschiffen erzählte er, mit Musik und Sängern, Wanderburschen mit Ränzel und Stock. Von Schiffen und Flößen wußte er viele Geschichten; was er alles erlebt, wenn er in der Mondnacht auf den Schiffsplanken gelegen, das erzählte er uns!

Daß ihm des Nachts die holden Gestalten der Sagen, des Schwanenritters von Cleve samt Siegfried dem Recken und Hagen dem Grimmen begegneten. Dann nahm er wohl manchmal die Geige aus dem Kasten und spielte und sang und lehrte uns auch das traurige Lied von der Loreley und dem Schiffer im kleinen Kahn.

Wie freuten wir uns, wenn der Lehrer kam, die Landkarte herunterließ und sagte: „Jungens, das ist der Rhein!“

Vierzehn Vaterhäuser habe ich gehabt in der Fabrikstadt am Niederrhein. In den langen Sommerabenden, wenn ich nicht schlafen konnte, suchte ich und fand in den vielen Sprüngen des rissigen Kalks der Dachkammerwand die gewundene Linie des Rheines wieder, wie sie der Lehrer uns gezeigt, mit allen Flüssen: Saar, Mosel, Nahe, Ahr und Erft.

Die Berge waren die grauen Schimmelflecken und ich ging im Traum mit dem Lehrer auf Reisen in seinem Segelboot. Wir lagen vor Köln und Bonn und sahen den Mond über den sieben Bergen aufgehen.

Wenn es draußen gewitterte, banden wir unser Boot an die Hafenufer und saßen bei Fischern, Schiffern und allem fahrenden Volk.

Oh, so im Wind über den Rhein zu fliegen, das Steuer in fester Hand, ich sah mich schon als Kapitän! Wenn ich nicht schlafen konnte, wie wurde da die Dachkammer weit...

Das danke ich dem Lehrer noch heute und all den Rissen in den Dachkammern, daß der Rhein lebendig in meine Kindheit hineinrauscht, mit allen Flüssen und Nebenflüssen, mit Bodensee, Ahr und Gletscher, dem Rheinfall, dem donnernden, mit allen Städten und Menschen, Schiffen und Sagen.

Das danke ich dem Schicksal noch heute, daß meine nackten Füße in seinen Wellen plätscherten, sowie Buglaternen mir winkten, daß ich die Burgen und Schlösser im Mondlicht sah, — das danke ich dem Lehrer, den Kalkrissen, dem Schicksal und meinen vierzehn Vaterhäusern am Niederrhein.

In des Vaters Schmiede saß ich als Lehrling nach Feierabend zwischen den Gesellen. Sie hockten, die Bierflaschen zwischen den Knien und erzählten von der großen Welt, von fremden Städten und Werken. Sie waren als Heizer oder als Maschinisten auf den Schiffen gefahren von Basel bis Rotterdam. Sie hatten über den Strom die großen Brücken hinübergeschlagen, in den Werften große Stromschlepperbuden auf die Helling gelegt.

Oft lachten sie in meine staunenden Augen und sagten: „Jung, was du für ein Glück hast, daß du nicht als Krämerssohn auf die Welt gekommen bist. Dann hocktest du als papierner Tagelöhner auf der Schreibstube. So aber wirst du einst, wie wir, in die Welt hinausfahren. Schaffen wie wir in Frankfurt, Mannheim und Basel!“ Und ehe ich die Lehre beendet hatte, da kannte ich alle Werften und Schiffbau-Firmen den Rhein hinauf und hinab. Und ihre Namen waren mir mehr als bloßer Schall und Rauch. Mit dem Rhein lebt und lebt das ganze Land am Niederrhein. Die rechte Seite hat Berge und Wälder mit Quellen und Bächen. Wir haben nichts als Windmühlen und Schornsteine und aller Regen versickert im Sand.

Doch der Rhein ist breiter als seine Ufer. Mit ihm fängt alles an und hört alles auf. Du siehst die Früchte reifen in Garten und Feld... die wären nicht ohne den Rhein. Ohne den Rhein wäre alles nur dürre Heide, wie zwischen Brügge, Venlo und Roermond. Warum nicht hier? Des Rheines Wellen schlagen bis zu uns ins Land hinein. In unterirdischen Strömen sendet er uns sein lebendiges Blut.

Daran saugen die Wurzeln und Halme, saugen aus Humus und lehmigem Grund die Feuchte. Da saugen die Wiesen mit durstigem Mund und der Rhein steigt empor durch Kiesel und sandige Schichten wie durch haarfeine Röhrchen.

Wie der Dunst in feinen Fluten zum Himmel steigt, um als Regen die Blätter zu tränken, so steigt er auch von unten auf zu Acker und Scholle, um die Wurzeln der Wälder und Felder zu ernähren.

Drum sag ich immer nur: „Du, Vater Rhein! Was trinken wir anders aus Quellen und Brunnen, aus allen Leitungsröhren, in Bier und Wein, als dein kühles Blut? Alles, was wächst auf unserer Scholle, Korn- und Kartoffelfelder, Obst und Gemüse. Der Kühe Milch für unsere Mädel und Buben...“

Ach, Vater Rhein, du wirfst deine kühlen Wellen hinein bis in unsere Stuben! —



Das FORT der letzten Patrone

Im Kampf mit den Drusen von F. WESTPHAL

Wir waren eine sehr fidele Gesellschaft junger Ingenieure an Bord des „General Mehinger“. Lange genug hatten wir in den Wüsten Mesopotamiens bei dem Bau der großen Pipe-Line, die das Öl von den Feldern Mossul quer durch die Wüste nach Haifa bringt, allen Freuden des Lebens entsagen müssen. Mit jeder Umdrehung seiner gewaltigen Schrauben brachte uns das Schiff unserer Heimat näher, und diese Gewissheit machte uns fröhlich und ausgelassen. Nur einer war in unserer Mitte, der sich über unseren Unmut im stillen amüsierte, aber selbst nicht mittat. Außer seinem Namen wußten wir nur, daß er bei den Vorbereitungen zum Bau der Pipe-Line mitgewirkt und im Dienst der syrischen Gendarmerie stand. An unserer Unterhaltung beteiligte er sich nicht, ruhig sah er hinter seiner Flasche und trank, trank wie nur alte ausgepöchte Tropenläufer trinken können und uns schon von den vielen Dummheiten, die er leerte, blau vor den Augen wurde.

Eines Abends kam das Gespräch wieder auf die hinter uns liegenden harten Zeiten voller Entbehrungen und Strapazen und der ewigen Demütigungen durch räuberische Beduinen. Da hob der stille Jecher langsam die Hand, und diese Geste schien zu sagen:

„Kinder, was redet ihr da von Strapazen und Entbehrungen, denn was ihr durchgemacht habt, war doch nur ein Kinderspiel gegen das, was eurer Arbeit vorausging!“

Unter den Ingenieuren, den Arbeitern und den Soldaten waren allerhand Geschichten, die von verdursten, blutigen Märschen und den Menschenopfern der Drusen in ihren geheimnisvollen Tempeln berichteten, im Umlauf. So drangen wir auf unseren Tischgenossen ein und baten ihn, uns aus dieser wilden Zeit zu erzählen. Langsam trank er sein Glas aus, bestellte eine neue Flasche und begann:

Paris ist bekanntlich ein schönes Städtchen, und man lebt gut und billig dort. Eines Tages fiel mir das Geplapper der Schreibmaschinen und der ewige Radergeruch der Mädels vernehmen auf die Nerven, daß ich kurzerhand um meine Verlegung in den Kolonialdienst bat. Mein Chef war zwar davon wenig erbaut, aber als alter „Colonial“ verstand er mein Verlangen nach einer anderen Luft sehr gut und ließ mich gehen. So landete ich dann in Syrien und wurde der Gendarmerie zugeteilt. Bei Gott, es war kein leichtes Leben. Orientalische Städte, so bunt und aufregend das Leben in ihnen ist, locken mich wenig, und ich habe eine kleine Vorliebe für die Wüste, weil man nur dort wirklich ganz Mensch sein kann, frei von allen künstlichen Hemmungen und Bindungen, die uns auf Schritt und Tritt nicht loslassen.

Ein Mann will an die Grenze

Als ich beim Stabe in Damaskus ankam, an die Grenze versetzt zu werden, schüttelte man mit dem Kopf

und riet mir davon ab. Es gehört viel Mut dazu, auf so einer von Gott und der Welt verlassen Station im Sauran oder an der Grenze von Palästina zu leben, keine andere Umgebung, als die fünf oder zehn eingeborenen Gendarmen und die Pferde, zumal wenn die Hitze die feste Abkühlung haben, einem ganzen Heer bei lebendigem Leibe das Blut abzuzapfen. Man kann dabei herrlich fluchen lernen.

Über Mangel an Beschäftigung braucht man sich auch nicht zu beklagen. Die Drusen, in unzählige Zellen gepackten, haben die dumme Angewohnheit, sich bei jeder Möglichkeit und unmöglichen Gelegenheit die Gurgel durchzuschneiden, und es verging kaum ein Tag, an dem wir nicht in eines der umliegenden Dörfer gerufen wurden, um wieder so einen Mord festzustellen. Der Täter war in der Regel über alle Berge, und es dauerte oft Monate, bis es uns gelang, ihn irgendwo in den Bergen aufzutreiben und dem Strid des Sektors auszuliefern. Daß wir uns damit die Blutrache seiner ganzen Familie zuzogen, ist klar, und die Augen flogen aus jedem Winkel und zu jeder Tages- und Nachtzeit.

So lief unser Leben denn friedlich dahin, bis eines Tages die Dinge sich änderten. Und das war, als die Eskorte auf den Gedanken kam, die Leitung zu bauen. Es ist ja nicht damit getan, einen Graben durch die Wüste zu ziehen und die Mäure hineinzulegen, die Arbeiterkolonnen müssen dies in völliger Sicherheit für Leib und Leben tun können. Na, und dann waren ja die Nomaden die Herren des Landes, und da Verhandlungen mit den Wilden nicht viel Sinn haben, mußte man sie mit Waffengewalt zwingen, den Bau in ihren Gebieten zu dulden.

Den Anfang von dem Spektakel machte der Kapitän Carbillat. Der war von General Sarraill zum Gouverneur des Sauran eingesetzt worden und übertrug die Türen noch in der Weise, wie man Araber nicht behandeln soll. So verlangte er, wenn er auf einer Besichtigungsfahrt durch ein Dorf kam, daß alle Männer am Eingange des Dorfes neben seinem Wege aufstellung mit entblößtem Haupt nahmen. Nun nimmt weder der Araber noch der Druse vor einem Menschen noch in der Moschee den Kopf ab, und das war ab. Wenn nun Carbillat kam, waren die Männer überall, nur nicht in oder vor dem Dorf. Als nun Carbillat von dem Mufti (Ordnungsführer) des Dorfes zum Dschebel bei Saida verlangte, man solle ihm für die Nacht einige Drusenmädchen zu seiner Bedienung stellen, sprangen die Drusen höher als ihre Köpfe, und Carbillat entkam mit genauer Not über die Grenze.

Ein Stich ins Wespennest

Nun sandten die Drusen einige Abgeordnete nach Damaskus, damit sie bei Sarraill vorstellten und derartige Provokationen durch die Gouverneure vermeiden wür-

den, bevor deren Köpfe sich selbständig machten. Sarraill bekam einen Butanfall und ließ kurzerhand die Drusen verhaften und auf eine einsame Insel bringen, zugleich mit anderen vornehmen Syrern, die sich für die Drusen einsetzten.

Damit hatte er aber in ein Wespennest gestochen. Von Damaskus bis nach Saida, wo Sultan Atschraf, der Häuptling der Drusen, residierte, waren es in der Luftlinie kaum 100 Kilometer. Zwar geht der Weg 80 Kilometer lang durch das furchtbare Lavafeld der Lebja, wohin sich weder die Türken noch die Engländer und Franzosen gewagt haben, aber die Drusen sind darin zu Hause.

Kaum war die Nachricht von der Verhaftung bekannt, als die Drusen zu den Waffen griffen und zuerst, das war am 14. Juli 1923, die französische Garnison von Saida in der ehemals türkischen Zitadelle einschloßen und belagerten. Dann fielen sie über eine andere Abteilung bei Kaser her, die dort eine Straße baute, und ließen sie bis zum letzten Mann über die Klänge springen. Etwa 250 Soldaten kamen dabei ums Leben. Ich sah damals mit 20 Gendarmen in der Station Wüfira, als ich am Abend die Signalfire der Drusen auf den Bergen sah, und kurz darauf kam der Mufti nach zu mir und sagte, die Drusen machen Baroud. Da blieb mir, weil die nächste Station in Deraa lag und mir keine Hilfe geben konnte, nichts anderes übrig, als Hals über Kopf auszureißen und zu versuchen, uns bis zur Bahn durchzuschlagen, was uns auch ohne Verluste gelang. Wenige Minuten später, nachdem wir Wüfira verlassen hatten, türmten die Drusen die Station und steckten sie in Brand.

Die Hauptmacht der Drusen raste auf ihren kleinen, aber ausgezeichneten Pferden durch die Lebja und fiel über Damaskus her. Ehe Sarraill überhaupt wußte, was ihm geschah, brannte die Stadt an allen Ecken und Enden, und die französische Besatzung konnte sich nur mit genauer Not in die Zitadelle retten. Unfähig mußte sie zusehen, wie die herrliche Stadt in Schutt und Asche versank, was noch furchtbarer, schlugen die französischen Granaten in Trümmer. Tagelang raubten und mordeten die Drusen nach Herzenslust; das Blutbad unter den Christen am Bab Thoma war entsetzlich. Die arabische Bevölkerung von Damaskus hatte sich den Drusen angeschlossen, und Sarraill sah wie eine Ratte in der Falle.

Unverzüglich gab er den Befehl, alle außerhalb Damaskus stehenden Truppen zusammenzurufen und unterstellte diese dem Befehl des Generals Michaud. Dieser sollte an der Hejazbahn entlang auf Syra vorstoßen und von dort nach Saida marschieren. Sarraill hoffte, daß es ihm dadurch gelingen möge, die Garnison von Saida zu befreien und durch den Vorstoß auf ihre Hauptstadt von Damaskus abzulenken, um selbst Luft zu bekommen. Michaud erreichte glücklich mit 4000 Mann, 10 Panzerwagen und vier Batterien El Mesraa, das etwa 15 Kilometer vor Saida liegt. Die Drusen erkannten die Gefahr und eilten von Damaskus nach Saida, wo sie eher eintrafen als Michaud.

Teufel springen umher

Das von Michaud bei El Mesraa gewählte Lager war denkbar ungünstig gelegen. War der Ort selbst schon ein wüster Steinhaufen, mitten im Lavageröll, so bestand seine nähere Umgebung aus einem unübersehbaren Gewirr von Mauern und Steinhaufen, wo sich der Feind bis wenige Meter ungesehen heranschleichen konnte. Die Panzerwagen, Artillerie und den aus Lastautos bestehenden Train ließ Michaud mitten im Lager auf der Straße nach Saida stehen, da ihre Verwendung im offenen Gelände nicht möglich war.

Mit einer Abteilung eingeborener Gendarmen war ich zum Stabe Sarraills kommandiert worden und machte den mit der Abdeckung des Lagers betrauten Major auf seine Nachteile aufmerksam, wurde jedoch höflich gebeten, mich um meinen Dienst zu kümmern. Leider hatte der Major später keine Gelegenheit mehr, seinen Fehler gutzumachen, denn er fiel noch in derselben Nacht.

Schon am Nachmittag griffen die Drusen von allen Seiten das Lager an; als es dunkel wurde, verdrängten sie ihre Bemühungen. Lange vor Mitternacht flogen an vielen Stellen der Lagerwälle die roten Leuchtschiffe hoch, die besagten, daß dort die Lage kritisch wäre. Immer neue Verstärkungen der Drusen trafen ein, und ihr Feuer steigerte sich von Minute zu Minute.

Michaud rannte umher und verlor den Kopf. Um Mitternacht waren die Drusen im Lager. Es begann eine Schlacht, die beispiellos war. Im Dunkel der Nacht war weder Freund noch Feind zu unterscheiden, und es brach unter den jungen, im Kolonialkrieg unerprobten Soldaten eine furchterliche Panik aus. Die Panzerwagen und Geschütze standen unartig auf der Straße und fanden keine Gelegenheit, ihre Feuerkraft wirksam zu machen. Um an die Panzerwagen heranzukommen, brachen die Drusen Preschen in die Mauern und kamen so bis auf wenige Meter an die Wagen ungehindert heran. Blitzschnell warfen sie brennendes Stroh unter die Panzerautos, die im Nu in Flammen standen und samt ihrer unglücklichen Besatzung verbrannten, bevor sie überhaupt nur einen Schuß abgeben konnte. Infolge der verstopften Straße war es ihnen nicht möglich gewesen, weder vorwärts noch rückwärts zu fahren; an den Seiten hinderten sie die Mauern.

Mit meinen Gendarmen bildete ich einen Klumpen, der sich langsam gegen das Ende der Trainkolonne zog, wo die Drusen schon drübergefallen waren. Da entdeckte ich Michaud, wie er ein am Ende der Wagenreihe stehendes Panzerauto besaß und in voller Geschwindigkeit auf Syra floh — hinter ihm alles, was noch lebte und ein Pferd hatte. Es war eine Nacht, als ob der Teufel sprang zu Tausenden brüllend und mordend umher.

(Fortsetzung folgt.)

Wald, Feld und Heide

Gefährlicher Beruf

Auf Schmetterlingsjagd — Sirene des Paradieses.

Für alle Kinder zwischen sechs und sechzig Jahren sind Schmetterlinge eine Gefahr. Die kleinen vergesslichen über der Schmetterlingsjagd Zeit und Schularbeiten, Essen und Heimkehr. Die Großen, die Sammler, die ihre Schmetterlinge nach Hunderten und Tausenden zählen, geben ein Vermögen aus für Seltenheiten und Kostbarkeiten. Am gefährlichsten sind die Schmetterlinge aber für die Leute, die sie von Beruf jagen. Diesen Beruf gibt es drüber in Südamerika, wo man die herrlichsten und prächtigsten Schmetterlinge findet, die wir hier kaum von schwachen Bildern der kennen.

Der Schmetterlingsjäger sucht beispielsweise in den undurchdringlichen Wäldern des Amazonas nach seltenen Schmetterlingsarten. Einige der bekannten Gattungen sind leuchtend gelb, rot oder blau und werden so groß, wie die ausgestreckte Hand eines Erwachsenen. Das sind die „gemalten Arten“, der südamerikanischen Schmetterlinge, und jedes Kind findet sie dort, wie wir hier den Rotkehlchen oder den Zitronenfalter. Der Jäger aber geht auf seltenere Beutefische aus.

Da ist z. B. der „blaue Jupiter“. Er ist zwar kleiner als die anderen Schmetterlinge, doch kommt ihm an Schönheit der Farben seiner gleich. Ihn zu fangen, ist äußerst schwierig, denn er schwärmt nur des Nachts aus und lebt in den undurchdringlichsten Dickungen der feuchten Sumpfböden. Der Jäger wartet oft Tage und Wochen, bevor es ihm gelingt, einen Rana zu tun. Um des seltenen schönen Tieres habhaft zu werden, stellt er einen komplizierten Lichtapparat in der Höhe einer Baumkrone auf.

„Die Sirene des Paradieses“ ist ein sehr kostbarer Schmetterling, der zum ersten Male auf Neuguinea entdeckt wurde. Er hat schwarzgelbe Flügel und einen azurblauen Rücken. Bisher hat man nur acht Stück dieser Gattung aufzutreiben können. Ein Sammler zahlte, um

ein so seltenes Tier zu besitzen, 4000 Mark dafür!

Der teuerste Schmetterling der Welt aber dürfte ein afrikanischer Schmetterling sein, ziemlich klein, mit schwarz-schwarzen Flügeldecken und grünen Punkten darauf. Er wurde von einem Forscher an der Westküste Afrikas gefunden und in mehreren Exemplaren nach England geschickt, wo man bis 120 Mark dafür bezahlte. Es stellte sich jedoch heraus, daß ausschließlich Männchen geschickt worden waren. Um ein einziges weibliches Exemplar dieser Schmetterlingsgattung zu bekommen, rüstete das englische Naturhistorische Museum eine eigene Expedition aus. Diese Expedition brachte tatsächlich nach vielen Monaten einen weiblichen Schmetterling mit. Die Kosten dieser Expedition betrugen 40 000 Mark. Der teuerste Schmetterling der Welt!

Die ältesten Säugetiere der Welt

Die amerikanischen Expeditionen nach der Wüste Gobi, die von dem Zoologen Andrews geleitet wurden, sind besonders berühmt geworden durch den Fund der Dinosaurier. Wichtig aber ist es, daß sie den Beweis erbracht haben, daß Äfen der „Mutterkategorie der Erde“ sind, die Urheimat der Säugetiere und damit auch des Menschen. In seinem Reisewerk „Auf der Suche nach den Urmenschen“, das kürzlich bei A. A. Brockhaus in Leipzig in deutscher Ausgabe erschien, hebt Roy Chapman Andrews selbst hervor, daß er für den wichtigsten Fund seiner Unternehmungen die Entdeckung der ältesten Säugetiere hält: „So unbedeutend die kleinen Schädel auch aussehen, sie werden wahrscheinlich noch, wenn die Dinosaurierreste längst verfallen sind, den Männern der Wissenschaft als die Krönung der Einzeltatung unserer Äfenjahren erinnerlich sein.“

Auf sehr merkwürdige Weise kam man dazu, die Bedeutung dieses Fundes zu erkennen. Der Paläontologe der Expedition, Granger, hatte an den Leiter der Paläontologischen Abteilung des

Amerikanischen Naturgeschichtlichen Museums, Dr. Matthew, unter anderen Hoffnungen auch einen winzigen Schädel mit der Aufschrift: „Nicht zu bestimmen des Dinosaurier“ geschickt. Matthew schrieb darauf ganz auferregt zurück, daß es sich in Wirklichkeit um die ältesten Säugetiere der Welt handelte; man solle weiter nach solchen Schädeln suchen. Granger hatte das große Glück, schon nach einer Stunde am Fuß der „flammenden Klippen“ einen neuen solchen Schädel aufzufinden, den dritten seiner Art, der in einem Jahrhundert entdeckt wurde. Der einzige früher gefundene Schädel eines Säugetieres aus der Hauptzeit der Kreidzeit stammte aus der südafrikanischen Trias und ist einer der größten Schädel des Kreidzeitlichen Museums. Die weitere Suche gestaltete sich äußerst schwierig, denn die Schädel befanden sich in Felsklümpchen, die abgebrochen waren, als die Klippen verwitterten. Wenn man in der brennenden Sonnenglut tausend und mehr solcher Klümpchen ergebnislos gedrückt hat, kann man leicht die Lust verlieren, aber die Suche war uner-müdlich, und schließlich waren sechs Schädel beisammen. „Es waren wahrscheinlich die ertragreichsten Wochen in der ganzen Geschichte der Paläontologie“, laut Andrews. Es war ein großer Moment in der Entwicklung des Lebens auf der Erde, als durch die Ausrottung der großen Land- und Wasserreptilien der Weg für die Säugetiere freigemacht wurde. Die Natur machte sozusagen einen neuen Versuch mit den Lebewesen, dem letzten Endes auch der Mensch seine Entstehung verdankt. Die gefundenen Säugetiere waren winzige Geschöpfe, kaum größer als eine Ratte. Sie trugen in der Mitte der Krüdenzeit vor zehn Millionen Jahren herum, als die ersten Vertreter der Säugetiere, so stellen sie auch die ersten Äfen des Menschen dar. Die Schädel sind besonders wichtig, da sie von den frühesten einen Mutterfurchen besitzen, die Säugetieren zukommen, die heute noch lebenden Gruppen nahesteht. Diese modernen Verwandten der ältesten Säugetiere sind die Spigmanus und der Maulwurf; eine andere Gruppe ist die der Creodonten, der Uraubären.

Rechts die Damen, links die Herren;

Neußer Jugend lernt tanzen

Erste Stunde: Haltung, Verbeugung, Marschtanz, Walzer



„So faßt der Herr die Dame“

Der Herr beginnt mit dem rechten Fuß, die Dame mit dem linken. Der Herr setzt den rechten Fuß vor, beschreibt mit dem linken Fuß einen Bogen und zieht den rechten Fuß an den linken an. Der Herr stellt den linken Fuß zurück, beschreibt mit dem rechten Fuß den Bogen zurück in halber Drehung wieder rechts und zieht den linken Fuß an den rechten an. Die Damen machen es umgekehrt! Wissen Sie, was das ist, liebe Leserinnen und Leser? Nein, Sie wissen es nicht. Aber wenn wir uns beim Walzer drehen, dann führen wir diese Bewegungen ständig aus, wir können nicht anders, genau so müssen wirs machen, wenn wir uns von dem begwindenden Rhythmus des Walzers packen lassen. Und der Tanzlehrer erklärt es so den so herzlich jungen Menschen, die sich beim Tanzfränzchen zusammenfinden. Damit fängt es aber nicht gleich an, denn die sich da zur ersten Tanzstunde eingefunden haben, können weder stehen noch gehen, geschweige eine Verbeugung machen, wie es sich für einen Herrn einer Dame gegenüber geziemt.

Tanzfränzchen! Wie lange ist das schon her? Wie manchen hat das Leben inzwischen schon hart angepackt und in einem Rhythmus herumgewirbelt, zu dem es gar keine Musik

Salondance. „So, und nun üben Sie, meine Herren, die Verbeugung einmal gemeinsam. Nicht so tief, bitte. Das war früher einmal Mode, heute ist es mehr ein kurzes Sichverneigen.“ — So geht's weiter, Schritt auf Schritt über die glatte Bahn, die zum vollendeten Cavalier, zur vollendeten Dame führt.

geworden, wer ihn beherrscht, dem werden alle anderen Tänze leicht fallen. Der Tanzlehrer erklärt die Zusammensetzung des Walzerschrittes: „Der Herr beginnt mit dem rechten Fuß, die Dame mit dem linken...“ (Siehe oben.) Eine Runde wird in die einzelnen Schritte zerlegt, zuerst die drei Schritte vor,



Der erste Tanz

Der Rundgang wird geübt, der Tanzmeister verbessert hier und da die Haltung der Hände und dann ist es soweit. Es geht an den ersten Tanz. Früher hieß er „One Step“, heute hat er den guten deutschen Namen „Marschtanz“. Den haben selbst die hoffnungslosesten Fälle schnell heraus. Dann geht's an den Walzer. Da, es ist wieder so wie einst. Die Grundlage des Tanzes von heute ist wieder der Walzer



... sondern so!“

dann die drei Schritte zurück. Zuerst jeder allein, dann umfassen sich die Paare und langsam legt die Musik ein. Walzer mit Zeitlupe aufgenommen. Der gewandte Klavierpieler steigert allmählich das Tempo. Es klappt, etwas fleißig bei manchen noch, aber es klappt, wenigstens für den Anfang. Das gibt Mut,



Zwei Menschen

gab? — Da, es ist ein Höhepunkt der Jugend, den der nicht missen möchte, der sich einst mit Eifer bemühte, es zu der vollendeten Grazie des Tanzlehrers gleich zu tun.

Aber wir wollen hier keine „Jugendgedenken eines alten Mannes“ schreiben, wir wollen einmal hingehen, wo sich unsere Jugend zeigen läßt, wie es gemacht wird, damit sie sich bald mit gesteigertem Selbstgefühl in den Strudel der geistigen Veranstaltungen hineinfinden kann. Da sitzen sie, an den Tischen entlang, rechts die Damen, links die Herren, die jungen Damen frisch und unbeschadet, die Herren mit tadellosen Bügelfalten. „Und nun, meine Herren, wenn Sie sich der Dame vorstellen, gehen Sie auf sie zu, machen kurz vorher einen Schritt seitwärts, verbeugen sich und nennen deutlich Ihren Namen. Bitte, Herr Schmidt, vielleicht machen Sie es mal vor.“ Herr Schmidt ist der Mustername des Fränzchens. Herr Schmidt hat Figur. Herr Schmidt macht die Verbeugung vor, nennt selbstsicher seinen seltenen Namen, Herr Schmidt ist der geborene

„Aber, mein Herr, nicht so...“



Die Kavaliere



Rechts die Damen

(Fotos: W. Pfeifer, Neuß.)

und als die zwei Stunden um sind, wird der Klavierpieler bekränzt, noch etwas zu bleiben, damit man den ersten Erfolg noch etwas auskosten kann.

Wir fassen noch eine Weile mit Tanzlehrer Helfer zusammen. Im vorigen Jahre seien es 110 Jahre her gewesen, (also im Jahre 1925) so erzählte er, daß sein Großvater, ein ehemaliger Offizier in Krefeld eine „Tanz- und Fecht-schule“ gegründet habe. Schon sein Großvater habe im Kaufhaus am Markt den Neußern Tanzunterricht gegeben. So stelle er jetzt schon die vierte Generation dar, die sich um die gesellschaftliche Formung junger Menschen am Niederrhein bemühe. „Wieviel haben in Ihrer Familie schon tanzen gelernt?“ Ein flüchtiger Ueberblick zeigte, daß es an Hunderttausend waren. „Wird es nun auch ganz hoffnungslos Fälle?“ — „Mancher lernt es besser, mancher weniger gut.“ In Neuß, so sagte Meister Helfer, habe er aber immer nur die besten Erfahrungen gemacht. Die Musik scheint hier allen ganz besonders zu liegen.

Er erzählte dann von dem Wandel, den der Tanz durchgemacht habe, von den Tänzen der Vorkriegszeit, von den sich eigentlich nur der Walzer und der Rheinländer gehalten haben. So wie sich die Etikette von früher gewandelt habe, so haben sich auch die Tänze gewandelt, Polka, Mazurka, Contre und wie sie alle heißen, seien verschwunden und haben moderneren, der Zeit angepaßten Tänzen Platz gemacht. Zuerst war es der Tango, der 1913 nach Europa kam. Wir erfuhr dann auch, wie der Tango zu uns gekommen ist. Bekanntlich ist der Tango ursprünglich ein argentinischer Nationaltanz, der aber ganz andere Formen hat, als der bei uns getanzte. Ein europäischer Tanzlehrer, der sich Studienhalber in Südamerika aufgehalten hatte, erlebte einmal bei der Rückfahrt einen heftigen Sturm. Er beobachtete nun, wie sich die Matrosen mit den Weinen gegen das Schlingern des Schiffes stemmten, und hierbei eigentümliche



Der Meister der Grazie

Schritte ausführten. Dies erinnerte ihn stark an den argentinischen Nationaltanz, und da man damals nach Neuerungen verlangte, kam er auf den Gedanken, aus diesen Bewegungen einen Gesellschaftstanz zu machen. Im Laufe der Jahre hat dieser europäische Tango sich dann zu dem vornehmen Gesellschaftstanz entwickelt, der auch in Deutschland Heimatrecht bekommen hat und neben dem Walzer der beliebteste Tanz geworden ist.

Er sprach dann weiter über die Auswüchse der Nachkriegszeit, als die Niggerdänze zu uns kamen, Charleston, Shimmy und Black Bottom. Das Publikum, das sie von der Varietee- oder Kabarettbühne her kennenlernte, habe sie tanzen wollen, aber es sei dank dem Bestreben der Tanzlehrer gelungen, diese Invasion der Niggerdänze zu überwinden, so daß man heute wieder von einem deutschen Tanz sprechen könne.

„Von allen Künsten, die der Mensch ausübt,“ so beginnt Max von Boehn sein Buch über den Tanz, „ist der Tanz die ursprünglichste... Jeder Mensch macht sich in Bewegungen Luft, je härter die Empfindung, je lebhafter der Ausdruck. Die Impulse, welche jugendliche Lebenskraft und Lebenslust dem Körper vermitteln, wirken auf die Seele und verprägen den Ueberblick ihres Gefühls in einem Spiel der Glieder... umso heftiger, je jünger das Individuum ist. Die Intensität der Triebe setzt sich physiologisch in eine gesteigerte Erregbarkeit um, das Gehen wird zum Hüpfen, das Laufen zum Springen, Bewegungen, die bei längerer Wiederholung durch die tastmäßige Form, die sie annehmen, von selbst zum Tanz werden.“

So schreibt ein Wissenschaftler über den Tanz. Wir werden das Buch in späteren Jahren einmal zu Ende lesen. Solange es noch geht, wollen wir uns lieber mit der praktischen Ausübung befassen und uns ohne wissenschaftliche Erklärung zum Takte der Musik drehen in gelöster, rhythmisch beschwingter Lebensfreude.

Text und Fotos M. Pfeifer.

Der Bescheidene

Marshall Landon war sehr schüchtern. Wenn er in einer großen Gesellschaft erscheinen mußte, war er gewöhnlich hinter der Tür oder in einem unbewachten Winkel zu finden.

„Wo ist denn Landon?“ fragte die Kaiserin Maria Theresia auf einem Hofball den Herzog von Arenberg. Da fand dieser die treffende Antwort: „Majestät! Dort hinter der Türe steht er, er schämt sich seiner großen Verdienste.“

Lehrer: Wie heißt das Futurum von „Ich liebe?“
Schülerin: „Ich heirate.“

Kunterbunt der Woche

aus Neuss und aller Welt

Musik op'm Dörpel

Da flatterte mir dieser Tage die Einladung zu der Veranstaltung der Heimatfreunde auf den Schreibtisch: „Musik op'm Dörpel.“ Oben drüber steht, daß dieser Heimatabend dem Vorsitzenden Karl Steins zu Ehren abgehalten wird, der am 4. Februar 60 Jahre alt wird. Nach dem, was man so hinten herum über die Veranstaltung gehört hat, verspricht es eine Angelegenheit zu werden, die nicht nur für das Geburtstagskind das aller schönste Geschenk bedeutet, sondern gleichzeitig auch für alle Heimatfreunde, die dabei sein werden. Es hieß ein gut Teil der kommenden Uebertragungen vorzunehmen, wollte man jetzt schon etwas verraten. Nur soviel sei gesagt: es wird eine Hr-Neußer Angelegenheit, ein Stück vom alten Neuß, das auf der Bühne wieder zum Leben erweckt wird.

Im vierten Jahre ist Karl Steins nun bereits Vorsitzender der Heimatfreunde. Und wenn diese Vereinigung mit ihren rund 1200 Mitgliedern wohl der größte Heimatverein des ganzen Rheinlandes geworden ist, wenn die Klippen, die der noch so glücklichen Fahrt aller Vereine hin und wieder einmal hindernd in den Weg kommen, stets mit Geschick umschifft wurden, so ist es nur seiner besonnenen und sicheren Führung zu verdanken. Man darf das ruhig sagen, ohne in den Verdacht zu geraten, hier etwa eine „Schmonzette“ zu verapfen. Die Heimatfreunde werden am Montag den großen Saal der Bürgergesellschaft bis auf den letzten Platz füllen, werden da sein, wohin die Familie gehört, da es gilt den Ehrentag des Vaters der Familie der Heimatfreunde festlich zu begehen.

Spatzen schimpfen auf Neußer Platt

Was ich da dieser Tage las, paßt zu dem Thema „Musik op'm Dörpel“. Und wenn Sie, lieber Leser, etwa wegen der Ueberschrift stutzig geworden sein sollten: es stimmt tatsächlich. Die Späken auf den Neußer „Dörpels“ schimpfen auf Neußer Platt. Und damit Sie sehen, daß es stimmt, lesen Sie selbst was darüber berichtet wird:

„Sogar die Vögel haben ihre Dialekte! Wir müssen das an sich fast Unwahrscheinliche glauben, denn es sind dafür jetzt einwandfreie (!!) die Redaktion wissenschaftliche Untersuchungsberichte vorhanden. Auf eine besondere Merkwürdigkeit stößt man z. B. beim Laufhühnchen, das die Gewohnheit hat, in bestimmten Bezirken fremde Laute, ja selbst ganze Stücke fremder Lieder in seinen eigenen Gesang, in das „Stammlied“, einzureihen. Auch beim Buchfink lassen sich die dialektischen Eigenheiten in auffälliger Weise antreffen. Schon seinem Umfang nach ist der Gesang dieses Vogels, je nach den Gegenden, in denen man ihn zu hören bekommt, verschieden. In bestimmten Gegenden findet der Buchfink eine größere Silbenzahl, in anderen Gegenden wieder eine geringere. Das Gleiche trifft auf die Goldammer zu. In der Frankfurter Gegend z. B. setzt sich das Lied der Goldammer aus acht bis elf Silben zusammen, während in Thüringen die Goldammer nur sechs bis sieben Silben zu singen pflegt.“

Man sieht, hier erwachen den Heimatforschern neue Aufgaben. Man wird sich mit der Vogelwelt befassen müssen, und was liegt da näher, als mit dem Sperling zu beginnen, auf Latein „Passer domesticus“, wenn er in den Straßen von Neuß sein Auskommen sucht, oder „Passer montanus“, wenn er als Feldspatz in der Umgebung sein Leben fristet. Man sieht schon auf dem Jahresprogramm der Heimatfreunde einen Vortrag angekündigt: „Dialektische Unterschiede der Neußer und Büttener Späken, unter besonderer Berücksichtigung des Vokalgehalts der Wiederholungsstücke.“ Man wird eine neue Arbeitsgemeinschaft als mit Notenpapier und Bleistift auf der Laute zu liegen und als mit Notenpapier und Bleistift auf der Laute zu liegen und Material für die einschlägigen Studien zu sammeln. Und wer käme da nicht auf den Gedanken, solche Studien auf die übrige Tierwelt auszuweiten, so z. B. auf die Raben, die gerade nachts eine aus- und eindrucksvolle Sprache reden, von deren Variationsmöglichkeiten man sich leicht überzeugen kann. Wir werden dann der Mittelwelt die Ergebnisse der Forschungen vorlegen und die Späken werden es bald in aller Welt von den Dächern pfeifen, was für kluge Leute in Neuß leben.

Münchhausen ein Waisenknabe dagegen

Das soll sich natürlich nicht auf den Bericht vom Dialekt der Vögel beziehen. An dessen Wahrheit zweifeln Sie doch sicher nicht! Wo wir es doch selbst gedruckt gelesen haben! Nein, aber es gibt Menschen, die finden Vögel so amüsant, daß sie sogar Geld dafür ausgeben, um sich anschaulich zu lassen. Es gibt tatsächlich Menschen, die verstehen so nett zu liegen, daß man ihnen Stundenlang zuhören könnte, obwohl man genau weiß, daß alles geschwafel ist. Natürlich sind damit nicht die Vögel aus häßlichen Motiven gemeint, es sind mehr die Aufschneider und harmlosen Wichtigtuer, deren klassisches Vorbild eben jener berühmte Baron von Münchhausen ist. „Wenn es auch nicht wahr ist, so ist es doch gut erfunden“, so sagt der Italiener dann, und das ist das einzige, was man verlangt, daß es gut erfunden ist.

Amerika, dem Land der Superlative, blieb es vorbehalten, das Lügen zum Gegenstand von Wettbewerben zu machen, und wenn man den Berichten glauben darf, so soll es dabei immer viele Tausende von Zuschauern geben. Was aber kein Wunder ist, denn auch bei uns gibt es schrecklich viele Leute, die die Wahrheit nicht vertragen können. Und die gehen dann hin und lassen sich etwas vorlesen. Aber um zur Sache zu kommen:

Wie alljährlich, so fand auch diesmal wieder der Kongreß der größten Vagantenräuber Amerikas vor wenigen Tagen in Burlington statt. Als Sieger ist in diesem Jahre Jim Jordan aus Chicago aus diesem originellen Wettbewerb hervorgegangen. Dieser amerikanische Münchhausen hat eine ganz tolle Geschichte erzählt. Er behauptete, in seiner Heimat-

stadt Chicago sei plötzlich ein derartiger Kälteeinbruch gewesen — ausgerechnet in diesem Winter! — daß die Quecksilbersäule in seinem Arbeitszimmer so rapid fiel, daß eine unter dem Thermometer vorüberfliegende Maus von ihr erschlagen wurde.

Eine ganz verrückte Geschichte gab auch ein anderer Teilnehmer an dem Wettbewerb zum Besten. Er erklärte, daß sein Auto, mit dem er sich zu der Sitzung in Burlington begab, so rasch gefahren sei, daß es alle Augenblicke das Licht aus den Scheinwerfern überholte. Ihm sei ganz schwindelig dabei geworden, aber so viel er auch zu bremsen versuchte, der Wagen hatte seinen eigenen Willen.

Die Münchhausenade von Burlington ist dieses Jahr von 5000 Leuten besucht worden, die alle auf ihre Rechnung gekommen sein sollen. Die Erzählungen der einzelnen Teilnehmer wurden durch Rundfunk über ganz Amerika verbreitet. Ein Neapolitaner sowie zwei Südfrauzen — nebenbei bemerkt aus Tarascon, der Heimat des weltberühmten Tartarin — wurden von dem Komitee einstimmig als zu harmlos abgelehnt.

Den Lügenretorikern alle Ehre. Aber wie wärs mit einer Prämie für den, der am besten die Wahrheit sagen kann? Oder noch besser: wer sie am besten vertragen kann?

Noch einmal: „Neußer“ Karneval?

In unserem vorigen „Kunterbunt der Woche“ schrieben wir u. a. über das Thema „Neußer“ Karneval und drückten darin den Wunsch aus, daß sich die Neußer Karnevalsprominenten wieder auf die Suche nach dem eigentlichen „Neußer“ Karneval begeben mögen. Daraufhin schreibt uns einer der Neußer Karnevalsprominenten folgendes:

„Wenn Sie die älteren Jahrgänge Ihrer Zeitung aus der Karnevalszeit einmal durchblättern, so werden Sie finden, daß Neuß früher tatsächlich eine Hochburg des Karnevals gewesen ist. Denken Sie nur einmal an Namen wie Franz Moos, Jossen, Grimmer, Vieten, Heinrich Bruckmann, Theodor Dahmen oder an Namen von Gesellschaften wie „Städelplad“, „Kärrische Kuttsbahn“, „Kessel-eiser“, „Narrenlust“, „Verroste Zäbel“. Dazu kamen noch die sogenannten „Hohberichste“, die bei „Stidelsch“, „Hamachelsch“, „en de drei Klode“, „de Höll“, „en schwatte Päd“ oder in anderen bekannten Neußer Lokalen tagten. Damals war es nicht so wie heute, daß sich viele „ene Pöngel“ eingebildet hatten und es deshalb als unter ihrer Würde hielten, selbst in die Büt zu steigen. Es gibt auch heute noch in Neuß tüchtige Redner, aber diese findet man nur noch an Stammtischen oder auf der Kegelbahn, und es ist jammerschade, daß nur so wenige „Musikere“ in den Genuss ihres originellen bodenverwachsenen Humors versetzt werden. Bittet man sie, ihren Vortrag wenigstens einmal in einer kleineren Gesellschaft zu bringen, dann kommt ihnen das als eine Herabwürdigung vor.“

Wenn also der Neußer Karneval neu belebt werden sollte, so müßten all diese erst einmal aus ihrer Reserve heraus-treten. Sie sollten dabei bedenken, daß es doch nichts Schöneres gibt, als anderen Freude zu machen. Das gilt auch für die Niederländer, denn richtige Neußer Karnevalslieder fehlen heute fast ganz. Ermunternd für die Neußer Gesellschaft wäre es auch, wenn sich niemand, aber auch gar niemand von denen vom Besuch ausschließen würde, die auch bei anderen „großen“ Anlässen dabei sind.

Einige Präsidenten können den Neußern Karneval nicht machen, sondern der Neußer als Sammelbecken muß sich seinen Karneval wieder schaffen. An Vorbildern fehlt es nicht, es heißt jetzt nur: aktiv mitwirken. Neußer Büttner, redner und Niederländer an die Front!

Das ist der Brief. Der Stier scheint uns hier so richtig bei den Dörnern gepakt zu sein, daß ein Kommentar überflüssig ist.

Wohin ging Ursula?

Unter den vielen aufstimmenden Aufschriften zu unserem Roman „Kleines Fräulein im Winterparadies“, der am Montag zu Ende ging, war auch eine von einer Leserin aus einem Dorfe unseres Verbreitungsgebietes. Es heißt darin: „... der Roman hat mich gut gefallen. Aber da steht ja gar nicht, ob sie sich auch richtig freigeht? Oder habt ihr den Schluß vergessen?“

Wir wollen darum unserer Leserin und anderen, die sich etwa auch den Schluß nicht haben hundertenden können, die Qualen weiteren Rätselratens ersparen und deshalb — der Autor des Romans, Gott Wolfram Geißler, wird es uns hoffentlich nicht trüben nehmen — den Schluß als eigene Feder hinzufügen. Wiederholen wir zuerst noch einmal den bisherigen Schlußsatz:

„Sie blästen sich an, schaueten den Gang hinauf — eben jetzt verschwindet Ursula am oberen Rande; das Letzte, was man sieht, sind die schönen bunten Blumen, denn der Frühling steigt bergan, steigt und steigt in das reine, warme Licht der Höhe.“

Und nun unser Schluß: „Ursula aber nahm ihren Weg zur Hütte des Erforsenen ihres Herzens. Dr. Leonhard Rittner mit vor Erwartung zitternden Nasenflügeln war schon Stundenlang hin und her durch den Schnee getappt. Voll bangen Zweifel ließ er sich auf eine Bank nieder, als Ursula leise von hinten heran kam. Sie verschloß ihm die Augen mit ihren jarten mit echt imitierten Brillanten geschmückten Händen und sagte mit leidenschaftlich bewegter Stimme: „Auchdu, wer bist du?“ — Da richtete sich Leonhard auf und rief in männlich starkem Tone: „Auchdu, du Schächer, du täufst mich nicht“, drückte sie an seine breite Brust und zwei glückliche Augenpaare saßen ineinander, dabei gleichzeitig die Worte stammelnd: „Dein auf ewig.“

Inzwischen hatte sich lautlos die Hüttentüre geöffnet und beider Schwiegermütter, die sich, die Geschehnisse vorausahnend, dorthin verirrt hatten, streckten freudig die Hände über das glücklich vereinte Paar aus. — Aus! —

Richtig.

Flugzeug bezwingt den Erdball

Der Weltflugverkehr verdichtet sich — Eine neue Brücke zwischen den Kontinenten — Deutschlands wichtiger Anteil

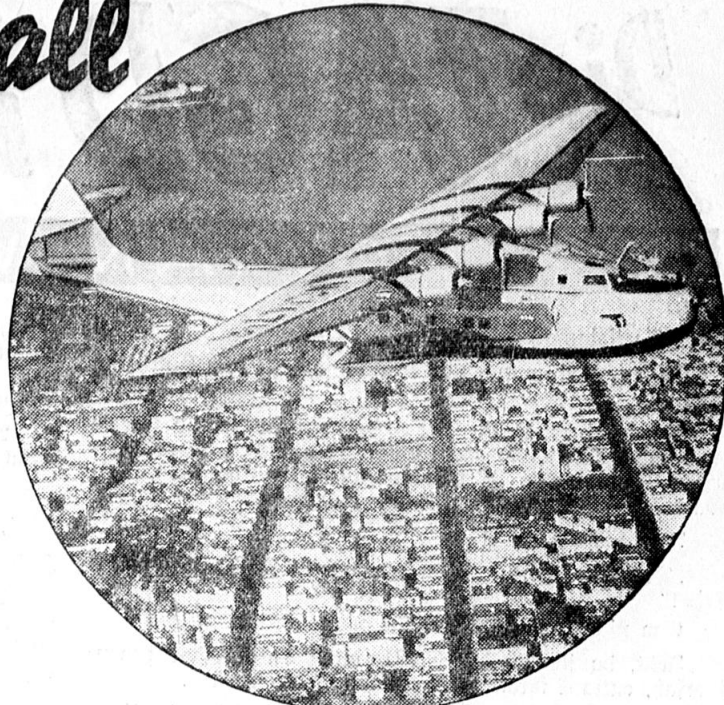
Ein lehrreiches Buch ist das Reichsinstitutsbuch. Nicht nur, daß es eine Übersicht über Stand, Organisation und Betrieb des deutschen Luftverkehrs gestattet, es zeigt auch, daß der Flugverkehr längst alle Grenzen von Ländern und Kontinenten gesprengt hat und, nachdem vor Monaten der regelmäßige Flugdienst von Nordamerika nach Chile aufgenommen wurde, zum Weltflugverkehr im wahren Sinne des Wortes geworden ist. Von allen Hauptstädten des Kontinents und Nordamerikas fliegen teils täglich, teils in längeren Zwischenräumen Großflugzeuge in alle Richtungen der Welt, über Land und Meer, über Gebirge und Wälder und flüchtige Seen und schlagen neben der wälder-verbündenden Brücke, die Eisenbahn und Schiff im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte festgelegt haben, eine neue, schnellere und sicherlich nicht weniger feste.

Die Erschließung der Welt durch den Flugverkehr geht von Europa und Amerika aus, der Anteil Europas ist sicherlich

flüchtig, daß der Anteil Englands am Weltflugverkehr dominiert. Aus wirtschaftlichen, politischen und auch militärischen Gründen

gon-Hanoi die der französischen Air France. Aber es ist nur eine Frage der Zeit, daß von Saigon aus Anschluß an das chinesische Flugnetz in Kanton und von Batavia Anschluß auf den Philippinen geschaffen wird. Wenn die Japaner heute noch aus strategischen Gründen das Netz zwischen den Philippinen und Formosa offenlassen, so wird auch hier einst der Anschluß an den japanischen Luftverkehr geschaffen werden. Immerhin würde die regelmäßige Befliegung der Strecke von Batavia nach den Philippinen — Versuchsflüge wurden bereits von den Holländern unternommen — Anschluß an den „China-Clipper“ schaffen und damit den Ring um den Erdball schließen.

Im vergangenen Jahre verlängerte die Imperial Airways ihre Indienstnahme von Singapur nach Australien. Nach Überfliegen der Timorsee erreichen die englischen Flugzeuge den australischen Kontinent bei Darwin. Die Reise von London nach Sidney dauert heute 12 Tage gegen fast 40 mit dem Schiff, und es ist beabsichtigt, statt des wöchentlichen einmal verkehrenden Flugzeuges zwei oder drei



China-Clipper, das größte amerikanische Flugzeug, das den Transpazifikdienst versieht.

fländen besorgen. Wenn die geplanten Abzweigungen nach den britischen Besitzungen in Westafrika hergestellt sind, wird sie zu den wichtigsten Linien der Welt gehören. Afrika wird von Norden nach Süden und von Westen nach Osten von einer anderen Luftverbindung erschlossen, der Kongo-Madagaskar-Linie der französischen Air France, die teilweise in Gemeinschaft mit belgischen Flugzeugen arbeitet. Die Air France, ebenfalls ein staatlich beeinflusster Zusammenschluß großer französischer Fluggesellschaften, betreibt die 13 000 Kilometer lange Linie Marseille—Saigon in Indochina, sie läßt seit Februar vorigen Jahres ihre Flugzeuge bis Hanoi in Indochina fliegen. Von dort besteht Eisenbahnverbindung nach Yunnan, dem Endpunkt einer der vier, von Shanghai nach Westen gehenden Flugzeuglinien.

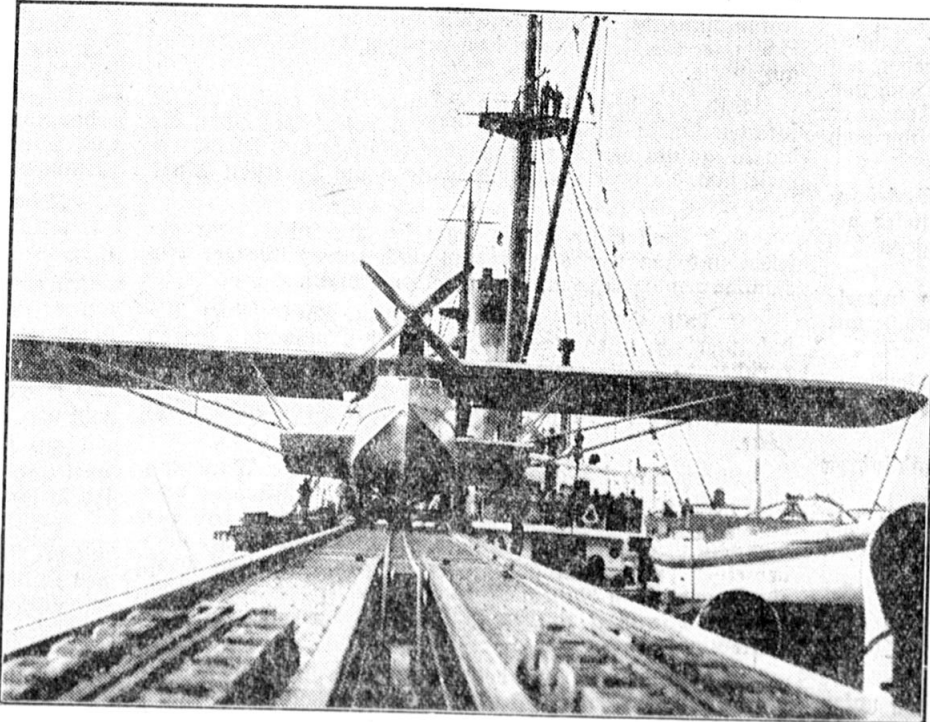
Man kann heute, obwohl bisher das wichtigste Verbindungsstück im Weltflugnetz fehlt — die Strecke über den Nordatlantik — im planmäßig verkehrenden Flugzeug um die Erde fliegen. Ob in westlicher oder östlicher Richtung, ist gleichgültig, denn in Wirklichkeit besteht eine Verbindung zwischen Europa und Amerika. Die Südamerikaflyger der Deutschen Luft Hansa haben schon in Natal Anschluß an die Flugzeuge der Pan-American Airways, die die beiden amerikanischen Kontinente der Länge von Norden nach Süden und sogar in mehreren Linien besorgen. In wenigen Tagen ist das Flugzeug über Mittelamerika und die Antillen in Miami. Von dort dauert der Flug nach Chicago, dem Ausgangspunkt der großen transkontinentalen American Airlines zwei Tage, nach weiteren zwei Tagen ist San Francisco erreicht, wo der China-Clipper über Honolulu, die Midway-Inseln und Guam Manila und — vorläufig noch nicht regelmäßig — Hongkong erreicht. Vorausgesetzt, daß der französische Dienst Saigon—Kanton wirklichkeit wäre, könnte hier der Anschluß an die Europaliner gefunden werden.

Schon heute sind Flugzeuge der großen transozeanischen und transkontinentalen Linien aufeinander abgestimmt. Ein Brief



In der Nacht vom Mittwoch zum Donnerstag startete in Berlin das Flugzeug mit der Südamerikaflyger.

größer. Der erste wirkliche Transozeanflugverkehr ist der der Deutschen Luft Hansa nach Südamerika. Diese Pioniertat ist um so höher zu bewerten, als das Versailles-Diktat Deutschland die Kolonien und somit die Stützpunkte im Weltflugverkehr nahm. Der Vorgänger des Südamerikaflygers von heute ist der kombinierte Dienst von Flugzeug und Schnelldampfer. Schon im Jahre 1929 brachten die Flugzeuge der Deutschen Luft Hansa die Post nach den kanarischen Inseln, wo sie von Schnelldampfern der Hamburg-Süd übernommen wurden, um bei der Insel Fernando Noronha an Flugzeuge des Condor-Verkehrs zur Weiterbeförderung nach dem Süden Brasiliens abgegeben zu werden. Drei Jahre später wurde der erste schwimmende Flugstützpunkt, der Dampfer „Westfalen“, im Südatlantik stationiert, und die Versuchsfüge über den Südatlantik begannen. Aber erst dank der Energie der nationalsozialistischen Regierung, insbesondere des Reichsministers der Luftfahrt, Hermann Göring, führten die Pionierarbeiten der Deutschen Luft Hansa zu dem regelmäßigen Flugdienst über den Atlantik. Die deutsche Fluglinie nach Südamerika nahm im Jahre 1934 ihren regelmäßigen wöchentlichen Flugdienst auf, Berlin—Buenos Aires in 3 1/2 Tagen, und mit deutschen Flugzeugen! Seit der Eröffnung der Linie sind bis heute 150 Ozeanflüge in beiden Richtungen ausgeführt, ein Beweis dafür, daß technisch und organisatorisch Deutschland seinen Platz auch im Weltflugverkehr beanspruchen darf. Es hat keine Begründung und Verrech-



Vom Flugzeugstützpunkt „Schwabenland“ starteten die deutschen Südamerikaflyger mit dem Katapultstart.

mte das Mutterland das neue Verkehrs-mittel dem Verkehr mit seinen Kolonien und Dominien nutzbar machen. Dabei ist es bezeichnend, daß der Ausbau des Flugverkehrsnetzes in England selbst vernachlässigt und privaten Gesellschaften überlassen wurde, während die staatlich kontrollierte Imperial Airways, die den Dienst mit einer Linie London—Paris begonnen hat, das englische Weltflugnetz schuf, das heute von London nach Südamerika, nach Ostindien und Australien reicht.

Verkehrspolitisch am wichtigsten ist heute noch die Linie von London nach Indien. Sie allerdings die Flugzeuge der Imperial Airways über Athen—Bagdad—Bombay den britischen Besitz in Indien mit dem Mutterlande verbunden, flogen die Flugzeuge der holländischen KLM schon nach Batavia. Damals brauchten sie noch 15 Tage für die fast 15 000 Kilometer lange Strecke, heute dauert die Reise nur 8 Tage, und aus den unregelmäßigen Versuchsfügen im Jahre 1927 sind regelmäßige Wochenflüge geworden. Heute endet in Singapur die englische Indienstnahme, in Batavia die holländische und in Sa-



Das Südamerikaflyger der Imperial Airways.

fliegen zu lassen. Von London nach Sidney wird die längste direkte Flugverbindung besorgen, sie erfordert viele Jahre der Vorbereitung, ebenso wie der 12 000 Kilometer lange Strecke London—Kapstadt. Erst im Jahre 1934 wurde die Kap-Kairo-Linie vom Flugzeug regelmäßig in wöchentlichen Ab-

von Berlin auf der erwähnten Strecke rund um den Erdball nach Berlin könnte bereits in weniger als 30 Tagen befördert werden. Diese Zeit verringert sich erheblich, wenn die kleine Lücke im Weltflugnetz über dem Atlantik geschlossen wird. Daß sie geschlossen wird, steht außer Frage. K. Wintler.



Mit Unterstützung der Deutschen Luft Hansa verkehrt die Eurasia-Flugzeuggesellschaft in China einen regelmäßigen Flugdienst. Photos: Egberts Wilderdienst (4), Weltbild (1)

Die JAGD nach dem GLÜCK

ROMAN VON HANS SCHULZE

(12. Fortsetzung.)

Es war noch immer unerträglich schwül; kein Lufthauch regte sich.

Wie in einer ungeheuren elektrischen Spannung zitterte der dumpfe Weltstadtbrodem unter der dunstigen Kuppel des fahlen Julihimmels. „Ich möchte aus Berlin heraus“, sagte Eva leise. „Ganz gleich, wohin! Nur fort!“

Agel lächelte.

„Das war ja heute schon den ganzen Nachmittag meine Rede!“

Eva nickte und schmiegte sich enger an ihn.

Jetzt, da sie sich der Entscheidung unmittelbar gegenüber sah, entfaltete ihr auf einmal wieder aller Mut.

Eine wühlende Unruhe war plötzlich wieder in ihren Gliedern und dann wieder ein Gefühl bleierner Schwere, das ihren ganzen Körper wie mit einer Zentnerlast zu Boden zog.

Sie hörte kaum mehr, was Agel zu ihr sprach.

Sie dachte immer nur das eine, welche eine grundsätzliche Umwälzung ihrem Leben bevorstand; sie fürchtete sich vor der Schuld dieses letzten Schrittes, und doch war wieder ein hartnäckiger, selbstquälerischer Drang in ihr, der Wahrheit aus weiten Augen ins Gesicht zu blicken und den Weg, der ihr jetzt vorgezeichnet war, bis zu seinem letzten Ende klar vor sich zu sehen.

Auch Agel war allmählich mehr und mehr verstummt, indes sie den Prager Platz überquerten und immer weiter zum Westen hinübergingen.

Es lastete ein solches Maß von ungelösten Rätselfragen auf seiner Seele, in den letzten Tagen war so vieles und mannigfaltiges auf ihn eingestürzt, daß er seiner ganzen Ruhe und kühlen Besonnenheit bedurfte, um der sich ständig mehr verwirrenden Lage Herr zu bleiben.

Niemals war er von dem Bewußtsein seiner Zusammengehörigkeit mit Eva so tief durchdrungen gewesen, als in dieser Zeit, da er sie ganz für sich begehrte und doch nur zu deutlich fühlte, welche Widerstände in ihrem Charakter trotz all ihrer vertrauten inbrünstigen Liebe für ihn noch zu überwinden waren.

Die Mitteilungen Evas, daß Walter über ihre Beziehungen zueinander unterrichtet sei, hatten ihn doch tiefer getroffen, als er sich selbst im ersten Augenblick eingestanden hatte.

Er hatte schon manchmal darüber nachgedacht, in welcher Form er an ihn herantreten und seine Aussprache mit ihm in die Wege leiten sollte.

Nun war der Stein von selbst ins Rollen gekommen, konnte mit jeder Stunde die Entscheidung fallen, die er allmählich immer dringender herbeisehnte.

Auf dem Divoer Platz riefen sie ein Auto an und fuhren zum Grunewald weiter.

Eva fühlte sich auf einmal so matt und abgespannt, daß sie kaum einen Schritt vor den anderen zu setzen vermochte.

Am Hertzbause ließ Agel den Wagen halten.

Hier führte ein schmaler Privatweg am Ufer entlang, auf dem man von der Wasserseite her zu den Villen der Delbrückstraße gelangen konnte.

Dann saßen sie auf einer versteckten Bank ganz unten im Grunde des Parks.

Fern im Westen verglomm ein lechtes hartgelbes Leuchten, unter den dichten Gebüschhängen aber war es schon ganz dunkel, nur vom See her drang hier und da noch ein leiser Dämmerglanz zu ihnen herein.

Eva hatte den Hut abgelegt und ihren Kopf an Agels Schulter gelehnt.

„Ich weiß, daß es ein Unrecht ist gegen den alten Mann da oben!“ sagte sie endlich. „Aber ich kann nicht anders. Er tut mir so leid in seinem Elend und seiner Hilflosigkeit. Und doch hab ich solch ein Grauen davor, ein Grauen, Agel.“

Ein schluchzender Laut ließ ihr plötzlich in der Kehle, und große Tränen rannen ihr über das Gesicht.

Er strich ihr begütigend über den blonden Scheitel.

„Wir haben uns lieb, Eva!“

Es war ganz leise gesprochen und überlörnte doch all die anklingenden Stimmen in ihrer Brust.

„Wir haben uns lieb und gehören zusammen. Wir sind für einander bestimmt gewesen von Anfang an. Das steht jetzt ganz klar vor mir. Und darum müssen wir uns auch zusammenfinden. Selbst über das Lebensglück anderer hinweg. Unsere Liebe ist unser Freipaß. Und unsere einzige, aber auch unsere höchste Rechtfertigung vor unserem Bewußtsein!“

Wie eine warme Welle kamen seine Worte gezogen und hüllten sie gleichsam vom Kopf bis zu den Füßen ein.

Und sie fühlte, wie langsam auch der letzte Widerstand in ihr dahinschwand, wie er der Stärkere war und Sieger blieb.

„Gib mir noch ein paar Tage, Agel. Ich will meinen Mann und Hilde vorbereiten!“

„Ich will!“

Von neuem brach ihre Stimme.

Sie wußte ja selbst nicht, was sie wollte.

Da richtete sich Agel mit einer starken Bewegung empor.

„Eva!“ sagte er, und seine Stimme war auf einmal hart und klingend wie Metall. „Ich sehe dir noch eine letzte Frist bis zum Ende der Woche, dann mußt du dich entschließen haben!“

Am Sonnabend hole ich mir meine Liebe und mein Glück!“

15. Kapitel.

Reisen Schrittes schlichen die Tage dahin, indes der Zustand des Geheimrats im ganzen unverändert gleich blieb.

Der schwere Herzzusammenbruch schien einen fast völligen Nachlaß aller körperlichen Funktionen herbeigeführt zu haben, den der alte Hausarzt mit schwerer Sorge beobachtete.

Auch ein berühmter Kliniker der Universität, der von Hilde am Mittwoch konsultiert worden war, hatte nach einer eingehenden Untersuchung nur mit den Achseln gezuckt und war in seinem Endurteil über die weitere Entwicklung des Krankheitsbildes sehr ernst und zurückhaltend gewesen.

Der Kranke lag tagsüber nach wie vor meist völlig teilnahmslos in einem dämmerhaften Halbschlaf und wurde jedesmal erst in den Abendstunden unruhiger und lebhafter.

Dann mußte Hilde an seinem Bett sitzen und seine Hände halten, während von seinen trockenen, heißen Lippen allerlei wirre, zusammenhanglose Laute brachen, die sich erst langsam zu verständlichen Worten formten.

Immer wieder schob sie ihm die Kissen zurecht, wechselte die Eisblase und umgab ihn mit der ganzen Liebe ihres barmherzigen Mitleids, bis ihr der regelmäßige Rhythmus seiner hauchdünnen Atemzüge endlich verständlich wurde, daß nun auch für sie ein paar Stunden des Ausruhens gekommen seien.

Dann saß sie reglos in der schwülen Dämmerung des matterhellten Raumes und lauschte auf das geheimnisvolle, traumspinnende Wehen der Sommernacht, bis der erste Schimmer des Frührots in dem nebligen Grunde des Parks aufzitterte.

Und aus den klanglosen Stimmen der großen Stille formten sich in ihr allmählich allerlei bange Gedanken, die die Sorge um den Vater tagsüber betäubte und darniederhielt und die doch unablässig quälend am innersten Mark ihrer Seele zehrten.

Seit über einer Woche hatte sie Agel nicht mehr gesehen und ihn nur am Morgen nach seiner Rückkehr aus Hamburg ganz kurz am Telefon gesprochen.

Er hatte ihr dabei noch für denselben Abend seinen Besuch zugesagt, allein der Mittwoch, der Donnerstag waren vorübergegangen, ohne daß er zum Grunewald herausgekommen wäre oder sein seltsames Fernbleiben gerade in dieser kritischen Zeit auch nur mit einer Zeile entschuldigt hätte.

Ihren scharf beobachtenden Auge war die Wandlung seines Wesens während der letzten Wochen keineswegs verborgen geblieben, über allem hatte ihr bisher stets das Bewußtsein ihrer Liebe gestanden, dieser Liebe, die immer wieder einen sonnigen Abglanz über ihr ganzes Denken warf, ein Leuchten von blauem Meer und strahlenden Frühlingshimmel, wie einst in den glücklichen Tagen ihrer Sylter Verlobungszeit.

Sie liebte Agel mit der ganzen Gewalt ihrer schwerblütigen Natur, die sie das, was sie einmal erfaßt hatte, um so fester halten ließ; sie hatte ihm in der Arglosigkeit ihres feinen Empfindens rückhaltlos bis zu ihres Herzens Ruhe vertraut.

Seit jenem Abend aber, da Walter mit ihr über den Verlobten gesprochen hatte, war ein erst leiser Zweifel in ihr aufgetaucht, dessen sie sich anfangs vor sich selbst geschämt und der doch allmählich seinen Stachel immer tiefer in ihre Seele gefenkt hatte.

Sie wußte im Grunde eigentlich selbst nicht, was sie Agel zum Vorwurf machen sollte; er gab ihr in seiner fühl beherrschten, schwer durchdringlichen Art so gut wie gar keinen Angriffspunkt, und trotzdem verließ sie das Gefühl nicht mehr, daß er in seiner ganzen Stellung zu ihr von Grund aus ein anderer geworden war.

Die Verschiebung der Hochzeit, die ihr Walter noch am Sonntagabend vorgestellt, hatte sie still und ruhig als ein Gebot der Stunde hingenommen.

Es war für ihr Empfinden einfach selbstverständlich, daß sie jetzt den Vater nicht verlassen durfte und alle persönlichen Wünsche vor der gebieterischen Notwendigkeit der Gegenwart zurücktreten mußten.

Aus den Worten Agels am Telefon aber hatte es fast wie eine Befreiung herausgeklungen, als er mit einer ganz kurzen zustimmenden Bemerkung über diese Frage hinweggegangen war, die sie bei aller äußerlichen Gefaschtheit doch bis in ihr Innerstes bewegte und erregte.

Was war geschehen?

Warum kam er nicht, gerade jetzt, da sie ihn mit allen Fasern ihrer Seele herbeisehnte?

Hatte eine andere seinen Weg gekreuzt, daß er jenen Aufschub vielleicht als den ersten Schritt zu einer Trennung für immer betrachtete?

Noch wagte sie diesen Gedanken, der ihr zuweilen blühartig durch den Sinn zuckte, nicht zu Ende zu denken.

Jedem etwas gab ihr immer wieder Hoffnung, sträubte sich, an die Hoffnungslosigkeit zu glauben, weil sie instinktiv

empfand, daß mit dem Glauben an ihre Liebe auch ihr Glaube an alles Hohe und Reine im Menschen, ihr Glaube an die Menschheit überhaupt, in Trümmer ging. —

Mit Eva war sie in diesen Tagen nur selten zusammengekommen, kaum, daß sie die Stiefmutter eines Mittags bei Tische flüchtig gesehen und gesprochen hatte.

Die unsichtbare Scheidewand zwischen den beiden Frauen war allmählich immer höher gewachsen.

Eva lebte ganz für sich in ihrem stillen Reich im Erdgeschloß und wich jeder Begegnung mit den übrigen Hausgenossen nach Möglichkeit aus.

Sie hatte Hilde, die ständig in unmittelbarer Nähe des Vaters zu bleiben wünschte, auf ihre Bitte ihr Schlafzimmer abgetreten und sich selbst ihr kleines Boudoir neben dem chinesischen Salon als Schlafzimmer eingerichtet.

Und in der kurzen Spanne dieser Trennung, die sie gewissermaßen als ein Symbol der neu gewordenen Verhältnisse betrachtete, war sie nur zu schnell innegeworden, wie weit bereits die seelische Loslösung von dem Gatten vorgeschritten war, daß sie kein schweres Stöhnen zuweilen als etwas ganz Fremdes, sie kaum noch Berührendes empfand.

Nur mit großer Ueberwindung hatte sie sich am Mittwoch früh zu einem kurzen Besuch im Krankenzimmer aufgerafft.

Und als sie dann am Bette des alten Mannes gestanden hatte, da war vor diesem greisenhaften Verfall auf einmal wieder ein solches Gefühl des Grauens über sie gekommen, daß sie sich kaum auf den Füßen zu halten vermocht hatte und von dem besorgten Hausarzt, der ihre Bewegung völlig mißverstand, mit aufgemeinten Trostworten nach ihrem Zimmer zurückgeleitet werden mußte.

Stunde um Stunde hatte sie an jenem Tage über sich selbst zu Gericht gehalten und sich in ihrer ehrlich-aufrichtigen Art des Unbants und der Lieblosigkeit angeklagt.

Doch all diese leidenschaftlichen Selbstbeurteilungen der Vernunft, sie hatten im Innersten ihres Herzens keinen Widerhall gefunden; immer wieder war ein großes Glücksverlangen in ihr aufgestanden, der Egoismus der Selbstbehauptung, der ihr einst aus einem Worte Agels so hart und kalt und doch so unwiderruflich zwingend entgegengetreten war:

„Wer vorwärts will, darf nicht rückwärts sehen!“

Von Agel hatte ihr nur die Donnerstag-Nacht ein paar kurze Zeilen gebracht, daß es ihm unter großen Schwierigkeiten gelungen sei, die nötigen Auslandspässe zu besorgen und er sie bäte, sich unter allen Umständen für den Samstagabend zur Flucht bereitzustellen.

Trotzdem dachte sie an keinerlei Reisevorbereitungen, nur ihren Schreibtisch ordnete sie und verbrannte eine Anzahl von Dokumenten und Briefen.

Sie konnte es noch immer nicht recht fassen, daß sie in zwei Tagen schon dies Haus für immer verlassen sollte, das ihr so lange eine zweite Heimat gewesen.

Darum, wenn sie wirklich ging, wollte sie es gleichsam mit geschlossenen Augen tun, unter Ausschaltung jedes eigenen Willens, ganz jenem anderen untertan, den sie zuweilen wie eine unentrinnbare Gewalt über sich zu fühlen glaubte.

So sah sie manchmal bis in die Nacht hinein in einer Ecke ihres chinesischen Salons in einem traumhaften Dahindämmern, und es schien ihr, als schritte sie über einen schwindelnden Fessengrat wie über den schmalen Balken einer ungeheuren Waage, die die unsichtbare Hand des Schicksals hielt.

Heimat und Fremde hingen daran als ihre schwebenden Schalen.

Und plötzlich begann sich die Schale der Fremde zu senken und tauchte, schwer von Schmach und Schuld, tief hinab in die Unendlichkeit, in das Nichts.

16. Kapitel.

Walter war in der ganzen letzten Zeit nur einmal in den Mittagsstunden zu einem kurzen Besuch ins Krankenzimmer nach dem Grunewald herausgekommen.

Er hatte sich nach der Katastrophe am Samstag vollständig in der Köpenicker Fabrik vergraben und suchte sich unter der künftigen Leitung von Direktor Schröder so schnell wie möglich in der Herztätte des riesigen Betriebes einzuleben, den er während seiner Amerikajahre gleichsam nur in seinen Randgebieten kennengelernt hatte.

Agel hatte unterdes die Leitung des Stadtbüros am Spittelmarkt übernommen; wie auf eine stillschweigende Abrede hin hatten sich die künftigen Schwäger ihr Arbeitsfeld so gewählt und gegeneinander abgegrenzt, daß sich ihre Kreise so wenig wie möglich berührten.

Die Tätigkeit Agels beschränkte sich zudem auf ein paar kurze Vormittagsstunden, da er gar nicht mehr imstande war, sich noch auf ein Arbeitsgebiet zu konzentrieren, das er aller Voraussicht nach in wenigen Tagen für alle Zeiten aufgegeben haben würde.

Er hatte sein Auto, um es ständig zur Verfügung zu haben, in einer Garage am Bamberger Platz eingestellt, und war fast den ganzen Tag in Berlin unterwegs, um seine Reise nach Holland bis in die kleinsten Einzelheiten vorzubereiten.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Ludwig Kühle

Das Grab im Inlandeis

Alfred Wegeners Forscherleben und Tod

Das Kreuz im Eis

Der Polarwinter des Jahres 1930 dauerte lange und war hart. Es war schon Februar und noch immer verhierten die furchtbaren Ostwinde, daß das Eis in der Kamruihbucht fest wurde. Die großen Eisschwärme, die sonst um diese Zeit unter der schützenden Eisedecke im Fjord zu finden sind, schwammen noch lustig weit draußen im Atlantik. — Die Expedition aber wartete dringend auf die „Hellschiff“; sie hatten kein Kilogramm Hundefutter mehr. Land auf und landab schickte Weiten seine Boten aus, umsonst. Selbst der dänische Großhändler, der sonst jede Menge liefern konnte, zuckte nur die Achseln und sagte: „Wenn das Eis nicht bald kommt, wird es Sommer, bis ich neuen Vorrat habe.“ Die Fische brauchten doch auch ihre Zeit zum Trudeln! — Weiten ist verzweifelt. Wie soll er die Entschlüsselung nach Eismitte rechtzeitig zustellen, wenn er kein Hundefutter hat. Die Propellerschlitten allein fahren lassen, nach den Erfahrungen des letzten Herbstes? Viel zu gefährlich. Also wartet auch er auf das Eis. Die ganze Expedition wartet auf das Eis. Die grönländischen Jäger warten auf das Eis. Wenn eine dicke weiße Decke über dem Fjord liegt, dann ist das Fischen ganz leicht. Man schlägt Löcher und holt Hundefutter heraus, soviel man haben will. Aber das Eis kommt nicht!

Alles hängt vom Hundefutter ab!

Weiten läßt seine Sorgen dem Landvoigt von Nordgrönland nach Grönbach funken. Der Landvoigt hat volles Verständnis für die Nöte der Expedition, und er will auch alles tun, was er kann. Hundefutter hat er auch nicht, aber er läßt durch Radiophon in der ganzen Kolonie verbreiten, daß die Wegener-Expedition Trockenfische braucht. Er trommelt 60 Grönländerinnen zusammen und läßt sie Schlafsäcke und Ueberkleider für die Eskimos nähen, die die Inlandreise mitmachen sollen. So wurden wenigstens die Vorbereitungen getroffen, die vom Wetter unabhängig sind. — Inzwischen spähren überall auf den Küstenbergen von den „Nunataks“ die Eskimowachen nach dem Eis aus. Endlich: Ende Februar kam von Norden der Treibeis. — Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von Siebung zu Siebung. Überall wurden in Eile die Geräte in den Jagdhäusern fertig gemacht. In wenigen Tagen hatte das Weiteis die Fjorde verriegelt, und nun fror Bucht um Bucht zu. Das Hundefutter kam! Einige tausend Kilo braucht Weiten. Die Hellschiffe waren da, aber sie mußten auch trocknen. Dann mußten sie in „Hundepartien“ gerüstet werden. Weiten, der als Wegeners Stellvertreter die ganze Verantwortung zu tragen hatte, atmete erleichtert auf, als er sicher sein konnte, daß zum 1. April das Hundefutter bereitstand. Wenn das Eis nicht rechtzeitig gekommen wäre — nicht auszuwenden. Die Eismittelleute hätten elend verhungern können. Die Propellerschlitten ... Sie hätten es doch wohl nicht geschafft!

Kraus und Kestl waren anderer Meinung, sie wollten dieses Mal unter allen Umständen durchkommen. Wegener, der bewunderte Führer, hatte so große Hoffnungen auf die Motorschlitten gesetzt, er sollte nicht enttäuscht werden! Bei dem ersten erträglichen Wetter ging die Schlittenbesatzung aufs Inlandeis ab und holte „Schneepah“ und „Eisbär“ aus dem tiefen Schnee. Gott sei Dank, die furchtbare Kälte hatte ihnen so gut wie nichts getan. Natürlich mußte man die Motoren gründlich durchsehen, Inländer und Kolben mußten gleich an Ort und Stelle ausgewechselt werden. Wahrscheinlich kein Vergnügen im noch immer eilig wehenden Ostwind! Aber nun brummen die Propeller wieder. Vorsicht! ganz so zurück zum Winterhaus. Dort stehen sie jetzt, in der Frühlingssonne neben dem bis zum Dach eingeschneiten Haus und warten. — Warten, bis die Hundeschlitten startbereit sind.

„Wo ist Wegener?“

Am 1. Mai 1931 brausen zwei Propellerschlitten über das Inlandeis, Kurs nach Osten. Sie machen schnelle Fahrt, so wie sich Alfred Wegener das immer ausgedacht hat. Die ersten Kilometer führen bergan, und die Schneewehen liegen hoch, aber dann geht es immer schneller. Die Fahrer sind ungeduldig, sie haben Lust für die Zentralfstation und wissen, daß dort nun der Proviant allmählich knapp geworden sein muß. Bodennebel stellt sich plötzlich ein. Sie verlieren die Spur der schwarzen Fahnen. Da mit dem Suchen nur kostbares Benzin verlorengeht, wird Lager geschlagen. Das Warten ist hart, aber es hilft nichts. Auch am nächsten Tag ist es nicht viel besser. Schließlich erreichen die Fahrer das 200-Kilometer-Depot. Dort können sie von dem aufgelaufenen Benzin tanken. Nun gibt es kein Halten mehr, mit 60, 70, 80 Kilometer Geschwindigkeit rauschen die mächtigen Gefährte durch die immer klarer werdende Polarlandschaft, eine wundervolle Bestätigung von Alfred Wegeners Idee: das Polarverkehrsmittel der Zukunft. 100 Kilometer weiter tauchen am Horizont kleine Punkte auf, es sind die Hundeschlitten, 15 an der Zahl, die unter Dr. Weitens Führung ebenfalls nach Eismitte unterwegs sind. Minuten nur wird gehalten, dann geht es mit donnernden Motoren weiter, nach Osten! — Am nächsten Mittag kommt die Zentralfstation in Sicht. Immer größer wird die Eisburg. Zwei Menschen stehen da und winken, Georgi und Sore. Die Schlitten hält mit führender Schwung, und heraus springt der Leiter, er läuft auf Sore zu und umarmt ihn, dann fragen beide gleichzeitig: „Wo ist Wegener?“

Ein Augenblick Schweigen, dann lähmendes Erschrecken und die Erkenntnis, der Führer ist verschollen, er ist am 1. November von Eismitte abgefahren und im Westen nicht angekommen. Hinten steht totenblau der Grönländer Johann, der Bruder von Rasmus, er weiß nun, daß auch sein Bruder im ewigen Eis umgekommen ist. — Keiner kann ihm Trost zusprechen, denn keiner kann genug Grönländisch.

— In der Nacht treffen auch die Hundeschlitten ein. Im Lager herrscht unheimliche Stille, niemand zu sehen. Weiten stürzt auf das Bett zu und fragt: „Was ist los?“, keiner antwortet, dann kommt Loewe an, bärtig, humpelnd und sagt langsam: „Wegener und Rasmus sind am 1. November nach Westen abmarschiert, also umgekommen!“

Weiten kann es nicht fassen, Alfred Wegener, der Erfahrene, der Unermüdete, der Jähste von allen, tot! In der weißen Wüste umgekommen? Kraus, der erste Motorschlittenführer, packt den kleinen mitgebrachten Funkender aus, und unter dem atemlosen Schweigen aller tastet er die furchtbare Nachricht in die Heimat.

Am nächsten Tage schon beginnen die Propellerschlitten die Suche nach dem toten Führer. Die ersten Spuren seiner letzten Reise hatte schon die Hundeschlittenkolonne entdeckt. Bei 265 Kilometer hatte Wegener eine Kiste Remitan zurückgelassen, bei 255 Kilometer seinen Schlitten, von hier ab waren er und Rasmus also nur noch mit einem Schlitten gerüstet. Offenbar hatten sie viele Hunde verloren. Bei 189 Kilometer stecken in 3 Meter Abstand Wegeners Stier und zwischen ihnen sein Skiflod — abgebrochen.

Rasmus verschollen ...

Die Hundeschlittenkolonne ist inzwischen angekommen. Jeder fühlt, daß sich hier ein Schicksal erfüllt. Es wird ge-

graben. Bald erscheinen Kennziffern im Schnee und dann sieht man Wegeners Pelz. Darunter liegt, in zwei Schlafjacken eingenäht, Alfred Wegener! — Mit offenen Augen und ruhigem Gesichtsausdruck. Fast scheint er zu lächeln. — Offenbar war er nicht auf dem Marfche, sondern liegend im Bett gestorben. Der treue Rasmus hatte ihn dann nach seiner Väter Sitte begraben. Die Tagebücher des Toten hatte er an sich genommen. Er konnte sie nicht lesen, aber er wußte, daß sie kostbar waren. In dieser furchtbaren aller Wüsten dachte in grauenhafter Einsamkeit und im Heulen des eiligen Ostwindes dieser 22jährige junge Grönländer an nichts anderes als an die Rettung der Forschungsergebnisse. Wie groß muß die Wirkung der Persönlichkeit Wegeners gewesen sein. — Das weitere Schicksal von Rasmus verläuft im Dunkel. Seine Spur ließ sich noch eine Strecke weiter verfolgen, ein Zeltplatz bei 170 Kilometer war das Letzte. Er selbst ist nie gefunden worden. Mit ihm liegen Wegeners letzte Aufzeichnungen für immer im Grönländeis.

Heute schmückt ein riesiges Kreuz die Stelle, wo Alfred Wegener seinen Heldentod fand. — Allmählich wird es im Eis versinken, mit ihm der tote Forscher. Eines Tages wird nichts mehr an die Stelle erinnern, wo der tapferste und größte der deutschen Arktisforscher für immer auf der Zügel seiner Sehnsucht ruht.

Ende.

Wald, Feld und Heide

Quelle der Tierwelt

Kai gegen Seelöwe — Kampf in den

In einem Seebad Kaliforniens wurden vor einiger Zeit die Abenden in panischen Schrecken verbracht, denn zwei Menschenbäre einer besonders gefährlichen Art, hatten die Küstennähe durchdrungen und waren plötzlich unter den vergnügten im Wasser Planschenden erschienen. Alles stürzte sich schreiend auf den Strand, wo gerade ein überaus großer, dreifüßiger Seelöwe über die Kieselsteine kroch. Der Seelöwe schielte seine Tiere sofort ins Wasser, und bald verschwand die spitze, geschwungene Dreifüßigkeit der Bäre, und unter Wasser begann ein wilder Kampf. Das Wasser wurde schaumig geschüttelt, farbige Blüts, und nach Verlauf einiger Minuten kamen die Seelöwen nur wenig beschädigt aus dem Meer heraus, während die zerstörten Leiber der beiden Bäre tot auf den Wellen trieben. Mit beispielloser Gewandtheit vermag der Seelöwe sich dem Kai zu nähern, der ja nur in bestimmter Lage zuschnappen kann.

Ein anderer fesselhafter Kampf zwischen Tieren spielt sich manchmal in Südamerika ab. Dort trifft man die Gamarons an, jene verwilderten Pferde, die sich selbst überlassen werden. In dünnen Hochmooren, wenn auf der Pampa kein Grasbalm mehr zu finden ist, schwingt die ganze Herde dieser Tiere Niden an Niden im Strom, um die Grasrispen abzuweiden, die im Wasser wachsen. Die Suche nach dieser summrlichen Nahrung ist aber noch nicht einmal gefährlich. In den oft verfluchten Strömen leben zahllose elektrische Bälle, die mit ihren Batterien wirkungsvolle Schläge anstellen können und, in anhaltender Menge verammelt, auch im Lande sind, größere Tiere zu töten oder zu betäuben. Mit Vorliebe schlängeln sich die wie gelbe Klagen aussehenden Niden den Pferden unter den Bauch, um Lunge oder Herz zu treffen.

Eine überraschende Wendung nahm ein Kampf zwischen einem jungen Fuchs und einem Adler. Das Räublein wurde von dem Adler gepackt und in die Lufte entführt. Hoch oben, in mehr als dreihundert Meter Höhe, gelang es dem sich windenden Fuchs, gelang es dem sich windenden Adler, den Hals zu wenden und dem Adler einen Witz zu versetzen, der eine Wunde traf und den Adler zum Verbluten brachte, ehe er seinen Kopf erreichen konnte. — Das Füllen, wenn sie ein Viehes gefangen haben, einem ähnlichen Tode ausgesetzt sein können, dürfte bekannt sein. Ein ganz besonderes bzw. sonderbares Tütel berichtet der bekannte Märchendichter S. Chr. Andersen, und es gibt verschiedene Tierarten, die seine Beobachtung bestätigen und ähnliche Taten schreiben. Andererseits erzählt von einem großen Raubvogel an einem oberitalienischen See. Der Vogel stieß auf die Wasserfläche nieder und schlug seine Fänge in den Rücken eines großen Fisches, der sich dicht unter der Wasseroberfläche gekniet hatte. Der Fisch wand und sträubte sich und war ankündend dem Räuber auch zu schwer, denn er befam seinen Aufschwung und seine Luft unter die Flügel. Eine Weile ging das so hin und her, der Kampf spielte sich teils auf, teils dicht über dem

Wasser ab. Dann aber wurde das Gefieder des Vogels entweder zu naß oder seine Kräfte erlahmten — kurz, er wurde in das Wasser hineingezogen, und da er seine Krallen, die er tief in den Fischrücken geschlagen hatte, nicht lösen konnte, wurde er seinem Opfer unter den Wasserhüpfen folgend. Am anderen Tage fand man den Räuber samt seiner Beute tot am Ufer auf.

Merkwürdige „Kanonenschüsse“

Zeit einer Reihe von Jahren hat sich ein unheimliches Schreien über eine Erscheinung angehört, deren Wesen und Ursprung trotzdem noch immer als völlig rätselhaft bezeichnet werden muß. Es handelt sich um sonderbare Geräusche, die meist einem fernen Geschütz gleichen, von einem solchen aber nach der augenblicklichen Lage der Dinge nicht herüberhören können.

An der Nordküste Australiens glaubt man eine Vertiefung ihres Auftretens mit dem eines dichten Nebels festzustellen zu haben und spricht daher auch von „Nebelschüssen“, an der belgisch-holländischen Küste von „Mistpöfser“, ohne daß über ihr Zustandekommen irgendeine naturwissenschaftliche Erklärung gegeben worden ist. Besonders häufig schellen diese merkwürdigen Schallercheinungen im Wüstengebiet der großen indischen Wüstensysteme Brahmaputra zu sein, wo sie nach einer dort gelegenen Erzählung als „Kanonenschüsse von Varial“ bezeichnet werden. In dieser Gegend hat man sie in eher glaublicher Weise mit dem Einfürze von Uferwänden längs der vielen Flußläufe in Beziehung gebracht.

Die gleiche Erscheinung hat man vor einigen Jahren auch in Australien beobachtet. Eine Studiengesellschaft hat zum Beispiel am 9. August 1926 an einer Stelle, die etwa hundert Kilometer von der westaustralischen Küste entfernt war, in später Abendstunden bei völlig klarem Wetter ein dumpfes Dröhnen gehört, das plötzlich eintrat, mehrere Sekunden dauerte und allmählich an Stärke zu- und wieder abnahm. Die Erscheinung war so auffällig, daß sich jeder der Teilnehmer im Augenblick nach der Richtung des Schalles umbludte, wo auch nicht das geringste Anzeichen von Gewitterwolken zu sehen war. Einige hielten es für das Geräusch einer über harten Boden galoppierenden Viehherde, andere für den Schall eines entfernten Vulkanausbruchs. Ähnliche unerklärliche Geräusche sollen auch in anderen Gegenden der Welt beobachtet worden sein, und auch Eingeborene sprechen dort gelegentlich davon, daß „ein Berg eingestürzt sei“. Es sind Erklärungsversuche unternommen worden, ohne daß sie aber bisher befriedigt haben. Die einen halten sie für eine irdische Erscheinung, die durch Stößenabstürze und Zusammenbrechen unterirdischer Schichten hervorgerufen werde, nach anderen soll die Verbindung schuld daran sein, wieder andere erklären sie als eine Witterungserscheinung. Vermutlich muß man alle drei Theorien gelten lassen und eine davon je nach dem betreffenden Falle als die wahre ansprechen.

Bei dieser Unklarheit sind weitere Untersuchungen natürlich sehr erwünscht, und es dürfte von Interesse sein, etwas

über die neuesten Untersuchungen in Italien zu erfahren. Professor Alippi hat das gesamte Material darüber gesammelt und dabei festgestellt, daß diese Erscheinungen in den Berichten aus dem Velle gleichlautend sind, die Wetterzustände, die sie begleitet hatten, aber ganz bedeutend schwanken. Alippi schließt daraus, daß die Schüsse zum Wetter in keiner Beziehung stehen. In Umbrien, Kalabrien und in der Apennina sehen die Einwohner in diesen Erscheinungen, die sie „bonniti“ nennen, allerdings ein Vorzeichen für schlechtes Wetter. Alippi meint ferner, man müsse wohl einen Unterschied machen zwischen den holländischen „Mistpöfsern“, den belgisch-holländischen „Kanonenschüssen“, die beide im flachen Lande beobachtet werden, und den „bonniti“ Italiens, die man nur in der Nähe der Gebirge beobachtet hat, und die immer mit den Zeiten vulkanischer Tätigkeit zusammenfallen.

Fehlerlose Geometrie

Die Natur befreit sich beim Bau der Schnee- und Eiskristalle einer außerordentlich und fehlerlosen Geometrie. Kein Wunder also, daß sich so viele hervorragende Gelehrte wie etwa Scoresby, Lommel, Thonet, Schwenkes und andere mit diesen Figuren beschäftigt haben. Schwenkes hat ihnen sogar ein ganzes Werk gewidmet, das sehr fesselnd geschrieben und voll lehrreicher Betrachtungen ist.

Die Schnee- und Eiskristalle zeigen sich alle in Form von Zierern mit sechs Strahlen und Winkeln von 60 Grad. Man kann bei ihnen ein merkwürdiges Hexagonalgitter beobachten, für welches einst vielleicht die noch schwachen Untersuchungen über die Radioaktivität des Wassers eine Erklärung bieten werden. Die Gestaltung der Schnee- und Eiskristalle geschieht offenbar nach gleichen Gesetzen bei einer kaum glaublichen Mannigfaltigkeit. So wurden zum Beispiel während des Winters 1892/93 von einem schwedischen Forscher dreihundert verschiedene Formen photographiert. Dieses Ergebnis wurde jedoch später während der Polar Expedition der „Vesaleca“ übertrifft; denn Professor Dobrowolski beobachtete, beschrieb und klassifizierte hierbei 700 Formen.

Professor Pring von der Prüffeder Universität wiederum hatte besonders die Schnee- und Eiskristalle von den Felsen, die aus Reis und weihem Schnee gebildeten Verzweigungen beobachtet, da man gerade unter diesen flüchtigen Erscheinungen wahre Kunstwunder findet. Es sind Phänomene rascher Kristallisation, ähnlich denen der Salzlösungen, in die man nur ein mikroskopisches Kristall von chemischem Salz hineinjagen braucht, um sofort eine mit überaus feiner Regelmäßigkeit kristallisierte Masse zu erhalten.

Vielleicht genügen einige unendlich kleine Wassertröpfchen, die in der Luft fixieren, um eine ganze Gegend fast augenblicklich mit einer Reifschicht zu bedecken. Ein einziges dieser kleinen „Wische“, das gegen die Fenster Scheibe fällt, würde also seine Form allen Kristallen der Fensterkristalle auftragen. Andererseits hängt aber die Eiskristallengestaltung auch von dem Grade des Sinkens der Temperatur ab und von der Reifezeit des Sinkens.

Fahrten der Jugend

Immer im Tann

Es hat über Nacht tüchtig geschneit, und weil jetzt die Sonne scheint, kalte Winterwinde bei klarem Frost, lege ich die Schneehäute auf. Eigenartig, durch die gelben Gläser auf die weiße, reine Schneedecke zu sehen. Und herrlich ist es, man kann ohne Schmerzen in die Sonne blicken, die nun freilich strahlenlos geworden ist und mild.

Im einsamen Winterwald klappt man durch die unberührte, reine Fläche und ärgert sich, daß wir als erste die glänzende Reinheit zerstören. Es geht über gefrorene Tümpel, quer über den See, dessen Dede unter uns unheimlich ächzt und knarrt. Eine tolle Freude ist in uns, daß wir als erste die herrliche Winterpracht erleben können. Der frühe Morgen und die warme Stube haben uns nicht daran gehindert.

Aber wir sind gar nicht die ersten; manches geschah hier schon vor uns, in der Nacht. Ein irrsinniges Wirrwarr von Fahrten zeigt sich uns plötzlich, für den Jäger wahre Leitfäden.

Da sind vier Pfötchen ganz nah beieinander eingepreßt; es muß ein kleiner „Rampel“ gewesen sein, der da gefahren hat. Einige Meter weiter prägen sich Fährten ab; da hat Meister Lampe hingefahren, was er alles machte: wie er Hasen schlug und über den Baumstamm sprang. Ob ein Fuchs den Hasen verfolgte? Ich gehe einige Schritte zurück: ja, vom Abhang schnürte kleine Fährten herbei. Wie auf einer Perlenkette aufgereiht liegen die Trittsiegel in einer Linie aneinander. Scharf sind die Krallen abgezeichnet. Doch er scheint diesmal kein Glück gehabt zu haben, der Weiße Hase, hier blieb er sitzen, und dann bummelte er zu dem Weidenstrunk weiter. Ein Bau? Der Unterschlupf des Hasen?

Der wirkt übrigens beim Laufen zuerst die beiden Hinterläufe vor, die einen langen Abdruck geben, und zieht dann die Vorderläufe nach. — Eine weite Stätte steht jetzt jede Spur. Einmaliges Hinfengrass schaut halb zugewandt hervor, ein Zweig steht aus dem Schnee.

Klaueindrücke, mandelförmige Schalen: Ein Reh ging spazieren. Hier kommt die Spur eines Hirsches dazu, dessen Schalenrippen enger zusammen sind als die des Rehes. Bei der Flucht werden die Abstände der einzelnen Abdrücke bis zu fünf Meter groß. Und immer wieder Hasen- und Kanarienspuren, wild durcheinander in Bögen und Kreisen, ein tolles Hin und Her. — Was sind das für winzige Doppelpunkte am Waldrand? Mäusepfuren, ich kann die Distanz kaum mit meiner Hand überspannen. Das kleine Tier muß wie rasend dahergezogen sein, so daß es kaum im Schnee eintrat.

Mein Kamerad zeigt auf große runde Stapfen. Der Dachs war nächstens aus dem Bau und wird sich, wie ich fürchte, eine starke Entzündung geholt haben. Die Fahrten von Marder, Wiesel und Otter begegnen uns. Sie ähneln sehr der Hasenpfur, nur zeigen sie noch ihre vorragenden Mittelzehen und außerdem liegen die linken und rechten Trittsiegel dichter nebeneinander. Hier ist ein Eichhörnchen kurz vor uns vom Baum in den Schnee gesprungen und ist lustig herumgeturnt, immer um den braunen Japen herum. Zu ihm führt wieder eine ganz zierliche Prägung: Drei dünne Strichlein mit einem Mittelpunkt, kleine Dreiecke, die alle durch eine scharfe Linie verbunden sind: Ein Singvogel hüpfte zu dem Tannenzapfen.

Vogelspfuren treffen wir oft, die Spuren der hüpfenden Schwäne, der laufenden Hasenleichen und vor allem die Abdrücke der Krähen. Je nach der Größe der Spuren kann man die einzelnen Vogelarten erkennen.

Der Winter bietet uns ein großes, aufgeschlagenes Buch, in dem viel Heiteres und Ernstes zu finden ist. Die Tierpfuren erzählen. Wir sehen selbstverständlich, welche Spur frisch, welche alt und verwetzt ist, welches Tier zuerst vorüberstrich und welches ihm folgte.

Am Waldrand haben Krähen einen Hasen zerhackt, der vielleicht von vielen Treibjagden erschöpft zusammengefallen war.

In der Hede hat Geo eine Drossel gefunden, flatternd und strauchelnd. Vorsichtig bringt er mir das braungeprellte Tier, das sichtlich krank ist. Aber eine Wunde kann ich nicht sehen, auch keine Schwellung. Sie muß eine innere Verletzung haben, denn sie vermag nicht, sich auf den Beinen zu halten und liegt weich zusammengekrümmt in meiner Hand. Hin und wieder zucken die Flügel, und ich meine, das angstvoll klopfende Herzchen zu hören. Behutsam streiche ich mit meinem Finger über die Federchen am Hals und im Nacken. Aber ich fühle es: Die Drossel stirbt; was nützt mein Mitgefühl? — Ein Krampf erschüttert den kleinen Vogelkörper in meiner Hand, leise zittern die Federn noch nach, die Drossel ist tot.

Wir gehen weiter hinein in den Tannenwald, den immergrünen Tannenwald. Und dort finden wir die Hünengräber, die „Steinhäuser“, die von Wachendeln und Tannen umgeben sind und sich so vor dem zuckrigen Auge der „Reisenden“ schüßen. Hier bleiben wir und horchen dem Specht zu, der oben an einer riesigen Tanne sitzt und unermüdlich mit seinem Schnabel gegen die Rinde schlägt.

Zwölfstunde

„Ihr braucht gar nicht so dämlich zu grinsen, ihr Bunde, das ist diesmal wirklich kein Jägerlatein. Da, seht her, die abgeworfene Stange selbst. Es ist tatsächlich ein Zwölfstunde im Fort.“

„Haben Sie ihn denn schon gesehen, Herr Fortmeister?“ „Nicht bloß das dumme Gerede vom Fortmeister, Fortsetz bin ich, und gesehen habe ich ihn noch nicht!“

„Dann sehen wir ihn morgen! Gute Nacht, Herr Fortmeister!“ brüllen wir im Chor, und während sich der brave Fortsetz löffelstüttelnd an die Stirn tippt, beziehen wir in seiner molligen Scheune Nachtquartier.

Früh am Morgen gehen wir hinaus in den Wald. In einer Stunde schon haben wir mehr Hirschen gesehen, als sonst an einem Tage, warum sollen wir da nicht? — „Hoppla! Meisterrampe, aber warum rennen Sie so mit nächtlichem Magen? Sie werden sich im Unterholz noch einen Ihrer langen Hinterläufe verfangen.“

Hintereinander stampfen wir den Waldweg entlang, schlagen die Kragen hoch, denn es fängt leise an zu regnen. Hinten in der Schonung laden Holzarbeiter und Bauern Holz auf.

Wir biegen in einen schmalen Pfad ein, der durch Kiefern und Nadelwald hinabführt. Der erste hält seine Schritte an, bückt sich: vor uns liegt Hirschlozung, ganz frisch. Sofort alles auf den Boden. Der Wind wird geprüßt und nach allen Seiten scharf Ausschau gehalten. Nichts zu sehen. Wir kriechen ein Stück weiter auf dem Bauche. Herzkloß raschelt leise, sonst ist nichts zu hören.

Da — mit dem Wind bringt ein Laut an mein Ohr, ein Laut, der mich instinktiv in eine bestimmte Richtung blicken läßt. In einer Lichtung der Nadeln schlingt sich etwas Dunkles. Unwillkürlich preßt sich ein jeder fester an den Boden. Ein Reh? Vorsichtig arbeiten wir uns näher, ich liege plötzlich mitten in einem Ameisenhaufen. Gleichgültig, nur weiter! Bis auf zehn Meter bin ich endlich an das „Reh“ heran und zähle durch eine Lücke im Busch automatisch die Enden. Eins, zwei, drei, vier — zwölf! Ich kniehe mir in Wade, ob ich träume,

Kriegslozung im Land der Vögel

Wir paddeln aus Leibeskräften, um uns warm zu halten. Nimmt denn dieser Matsch nie ein Ende? Kajaksfahrten in unerschlossenen albanischen Bergländern sind gewiß ganze schon, aber nicht, wenn es so in Strömen gießt, wie jetzt.

Da schoben unsere blauen Boote mit 30 Kilometer Geschwindigkeit durch die Stromschnellen, hinein in die brausenenden und schäumenden Wasser, daß wir uns am Ende oft selber wunderten, wenn wir wieder heil herausgekommen sind. Jetzt geht das schon den vierten Tag so: 300 bis 400 Meter ruhiges Wasser, dann Gefälle mit einem tosenden Felsenfessel von Schwällen, Felsbrocken und Widerwellen.

Wir denken ingrimmig an unsere Ratgeber in Titana, die jetzt sicher mit Behagen in irgendeinem Straßensaftant der Landeshauptstadt ihren Kaffee schlürfen. Er konnte nicht sehr lang sein, dieser Matsch, war ihre erschwende Auskunft, und wir hatten daraufhin nur für knapp drei Tage Proviant mitgenommen. Seit heute früh haben wir nichts mehr im Leibe außer einem Stück Naturzucker.

Wenn ich nur wüßte, wo wir wären und wie weit es noch bis zu unserem Ziel, der Joghutbrücke, ist. Die Karte verläßt vollkommen. Da türmen sich vor uns die Berge. Kaum glaubhaft scheint es, daß hier ein Fluß sich Bahn brechen soll. Wie Kulissen schieben sich Felsen und Steilhänge ineinander und geben nur kurze Strecken des Matsch zur Lieberlichkeit frei. Regengewölken umhüllen die Gipfel und reichen herab in das Engtal des Flusses.

Unaufhörlich prasseln die Tropfen auf das strassgepaunte Oberdeck unserer Boote. Wir müssen weiter, bis wir ein Bauernhaus finden oder aus diesen Bergen herauskommen. Der Matsch knarrt furchtbar, dazu sind die Kerben durch den dauernden Kampf mit dem tosenden Wildwasser bis zum Zerreißen gespannt. Zum Denken ist hier keine Zeit. Und dennoch legen wir uns oft die Frage vor, ist denn dieser Matsch überhaupt befahrbar? Er war ja viel schwerer, als wir erwartet hatten. Wenn sich die Gefahren und Hindernisse jetzt noch steigern, dann sind wir mit unserer Kunst zu Ende. Es gibt für den Kajaksfahrer eben auch eine Grenze des Möglichen. — Nein, nein, jetzt nur nicht denken. Da vorne ist ein Felsblock. Das hat man davon, wenn man nicht aufpaßt. Ich reiße das Boot noch im letzten Augenblick etwas zur Seite. Aber, schwapp, schlägt eine Welle über das ganze Oberdeck weg und wird direkt ins Gesicht. Mein Sitzbad ist wieder um zwei Zentimeter tiefer geworden. Die Spritzende schließt nämlich nicht so dicht, als daß kein Wasser eindringen könnte. So kommt es, daß wir schon seit geraumer Weile im Matsch liegen.

Vor uns taucht es wieder wie toll. Ich kann vom Boot aus den Fluß nicht übersehen und lande, um nachzusehen, was los ist. Donnerwetter, das sieht böse aus. Der Matsch braut hier in unheimlichem Tempo zwischen einem Labyrinth von Felsblöcken hindurch direkt gegen eine Felswand. Durch sie wird er im rechten Winkel abgelenkt und schießt dann an Steinbrocken vorbei in ruhigeres Wasser.

Ich überlege, sollen wir die Boote umtragen? Das wären etwa 300 Meter über einen weglassigen Steilhang. Eine elende Schinderei! Nein, es müßte möglich sein, eine Durchfahrt zu finden. Wenn man den Stromricht richtig einschneidet und gleich von Anfang an das Boot etwas schräg treiben läßt, damit es im rechten Winkel an der Felswand vorbeikommt, dann müßte es klappen.

Der Entschluß war gefaßt. Meinen Kameraden gebe ich den Mat, daß aufzupassen. Ich mache mich bereit, schleiche die Spritzende recht sorgfältig und fahre los, genau hinein, wie

und zähle nochmals. Es stimmt. Mein Kamerad neben mir holt, schießhaft erregt, seine Strahlenfalle heraus.

Das Tier ist ruhig zwischen den jungen Bäumen und hebt hin und wieder den Kopf zu den Holzarbeitern. Der Wind setzt heftiger durch die Wipfel. Ich denke an den Fortsetz und muß grinsen. Wir werden ihm die Aufnahme seines Zwölfstunders schiden, sonst hält er unsern Bericht sicher für Jägerlatein.

Ein Knaden neben mir, der Fische ist gefrischt. Und zugleich fast Krachen und Stampfen in der Lichtung, schon ist er fort und „spiegelt“ nur noch von weitem durch die Bäume. l i d d e.

Ich es mir vorher ausgerechnet hatte. Aber, was ist das? Da drückt ja eine unheimliche Schräglage das Boot genau auf die Felswand zu. Ich paddle aus Leibeskräften, um aus ihr herauszukommen, und erreiche tatsächlich, nach Sekunden verzweifelter Anstrengung, mit dem Bug Stauwasser. Leicht wird jetzt das Hintersteil von der Strömung herumgedrückt, und mein braver „Hätsch!“ schießt parallel der Felswand in die neue Stromrichtung. Mit mehr Glück als Berechnung winde ich mich durch ein paar Felsbrocken, dann bin ich in ruhigem Wasser.

Meine Kameraden sehen, daß ich gut durchgekommen bin und sind schon in Fahrt, ehe ich ihnen eine Warnung vor der tödlichen Schräglage zursenden kann. Um Himmels willen, Friede fährt ja einen Meter zu weit links ein. Jetzt hat ihn die Schräglage erreicht. Verzweifelt wehrt er sich dagegen. Aber sein Boot liegt einen Meter zu weit links. Das ist kein Verhängnis. Zwar kommt es noch so weit herum, daß er parallel zur Felswand zu liegen kommt, aber es ist schon zu spät. Mit unheimlicher Wucht schleudert die Strömung das Boot gegen den Felsen. Es wird seitlich hochgedrückt, dann schlägt es um und schwimmt keloben weiter. Friede wird gegen einen Felsbrocken getrieben. Instinktiv greift er zu und hängt einige Augenblicke da in den Strudelnden und brausenden Wassern. Man sieht, wie die Strömung ihn nach unten zerrt. Plötzlich ist er los und wird mit rasender Schnelligkeit fortgerissen.

Da kommt auch Willy angeschossen. Er ist richtig eingefahren, kämpft für Sekunden mit der Schräglage, kommt knapp an der Felswand vorbei. Aber jetzt schießt sein Boot mit unheimlicher Geschwindigkeit auf Friedes Kopf zu. Wenn der metallene Bug ihn bei diesem Tempo anrammt, kann es dem Jungen das Leben kosten. Das sieht auch Willy. Mit seiner ganzen Körperkraft reißt er das Boot aus der Richtung. Um nächsten Augenblick schlägt die Spitze mit voller Wucht gegen einen Felsblock. Das Boot kommt schräg zu liegen und kentert. Mit rasender Eile reißt die Strömung die beiden Jungen mit sich fort. Aber bald kommen sie an ruhiges Wasser und können an Land schwimmen.

Was sollen wir jetzt tun? Willy ist mit den Nerven ziemlich fertig. Dazu knarrt uns allen der Matsch, und immer noch riecht ein feiner Regen nieder. Es ist eine jener Situationen, in denen nur einer den Mut zu haben braucht, das zu sagen, was alle im Geheimen denken: Wir geben es auf.

Willy gibt den Anstoß: „Es hat keinen Zweck mehr“, meint er resigniert, „die Boote sind hin, und weiß der Teufel, was da vorn noch weiter los ist!“

Wir schauen den Matsch hinunter. Da, was möchte da noch alles vor uns liegen. Die Berge schoben sich lustigartig ineinander. Von der Ferne hörten wir schon wieder das Klauschen neuer Stromschnellen. Oder ist es diesmal der Wasserfall? Nach den Aussagen der Eingeborenen sollte ja noch einer kommen. Vielleicht war der Matsch schon wenige hundert Meter weiter unten unbefahrbar. Sollten wir nicht doch besser ein Bergdorf suchen, Pferde mieten und mit unserem Gepäck auf diese Weise die Straße zu erreichen versuchen?

Es war ein kritischer Augenblick unserer Expedition. Der moralische Schweinehund begann sich zu rühren. Aber schließlich kam doch der Befehl: „Nein, wir fahren weiter!“ Und Friede war schon daran, sein Boot zu reparieren. Willys Gummistücke flüchten wir auch noch notdürftig zusammen. Dann ging es wieder von neuem in den Felsenfessel hinein.

D. Hörterger.

Vom Löfeln der Mitternacht

Eine Legende von Friedrich De n L.

Als der junge Parzifal seine Mutter verließ, um die Welt und das Leben, Spiel und Abenteuer zu suchen, gab sie ihm nichts auf den Weg als ein Lächeln. Sie hatte er dies vorher in ihrem Antlitz bemerkt: es lag wie ein ferner Schein und war dennoch nah, war trübsene, uralte Frage, die Glück und Schmerz in einem Augenblick bereite. Er errichtete darüber.

Eine Weile zögerte er beim Abschied; denn er mußte sich losreißen aus dem Bann der Stille. Er schloß die Lider, hörte das Klauschen seines Blutes, sah die Wasser seiner Seele gründen, tief und dunkel, wie einen Waldsee. Nun hieß die Sonne darüber hin: war es das Aug' der Mutter? Schlag ihr Herz im Wellenzittern? Weg, hinweg! Er raffte sich hoch empor, lästete heftig Hand und Mund und Stirn verzehrend und folgte den ungeduldrigen Herren, die ihn lärmend und spottend aus der Dämmerung seiner Kindheit ins nackte Feld vor die Städte der Menschen lockten.

Nun ist uns wohl berichtet, daß der edle Tor, der wilde Kämpfer und reiche König seine Mutter nie mehr traf, so arg sein Verlangen danach verlangte; aber seiner Braut es zu glauben; denn die Sage hat vergessen über den großen Ereignissen und Taten von jener heimlichen Nacht zu reden, die immer in Parzifal wirkte und die imstande war, über Tod und Zeit hinaus das Bild der Mutter zu erneuern, ja leibhaftig zu verkörpern.

Als er schon Gralskönig geworden und erfüllt vom Anblick des Wunders, war eine einzige Sehnsucht noch nach ihm. Die duldeste Gott selber wie eine heilige Krantheit. Damit er nicht satt und selig werde im Besitz des Amtes. Es war das Heimweh nach dem Lächeln der Mutter.

Durch seine Tage und Nächte rann es wie auflodernde Brunnen. Seine Seele erschöpfte sich daran und blieb noch und wund in schöner Weise. Er zweifelte und verzweifelte nicht wie in den Jahren des Suchens und Irrens. Er hatte ja die Liebe und konnte nicht mehr verarmen; aber weil er Mensch war und aus dem Schoß einer Mutter gekiegt, mußte er den Grund seiner Liebe schöpfen, immer wieder, und er verneinte, ihn im wachsenden Glanz jener Erinnerung zu finden, die ihn verfolgte.

Wenn er verzehrend noch einmal begegnen konnte; vielleicht würde ihn daselbe Lächeln empfangen, das Eingabe und Verzicht schien, Hoffnung und Glaube. Das erlitten hatte es gelungen wie eine Frage, das zweifelte er es vielleicht nicht.

wort sein. So dachte er, so beschwor er das Rätsel mit flammenden Wänden. Aber es wurde nicht offenbar; denn die Mutter war tot und verschollen. Sie konnte ihn nicht erlösen aus seiner Not.

Als Parzifal nun nach langen Jahren des Dienstes den Herrn der Welt treu und demütig bat, auf sein Amt als Gralskönig verzichten zu dürfen, wurde ihm die Bitte gewährt. Er wollte gerne sterben um der ewigen Krone willen; sein Sohn sollte die Nachfolge als Hüter des Wortes antreten. Da geschah ein seltsames Zeichen: Schon standen die Ritter schweigend versammelt im Gemach des Erbenden, und Parzifal der andere trat hervor, den Segen des Vaters zu empfangen. „Näher,“ sprach der abgedante König, „meine Augen sind schwach und blind, daß ich dich noch einmal erkenne.“ Während der künftige Herrscher niederkniete und sein Mund die Stirn des Vaters küßte, trat ein jähres Erbeben in die erwartende Ruhe des Greises. Wie von einer zarten Flamme berührt, blühte Parzifals Wangen noch einmal auf und er tastete nach dem Gesicht des Jünglings.

Er hob es nach an seines und betrachtete es lange. Dann sprach er laut und mit klarer Stimme: „Endlich! Es ist gut; die Mutter kommt wieder; ihr Lächeln liegt im Antlitz meines Sohnes.“ Und während er sich streckte wie ein Feld, der den Streich des Todes mit Gelassenheit empfing, wiegelte sich derselbe Schein, der die Jüge seines Kindes verflachte, in seinen brechenden Augen, als träfen sich Fragen und Antwort, Licht aus der Nähe und Licht aus der Ferne, Geheimnis der ewigen Mutter und ihrer Wiedergeburt.

Piffig

Bei einer Zusammenkunft unter Studenten erklärte ein ehemaliger preussischer Minister frei heraus und mit einem unverhohlenen Stolz: „Ich bin fast nie in's Kolleg gegangen und bin doch Minister geworden!“

Unter den Gästen befand sich auch Felix Dahn, der auf diese Äußerung ironisch meinte: „Vielleicht wäre es besser gewesen, er wäre ins Kolleg gegangen und nicht Minister geworden.“

* MODE UND HEIM *

Launen der Mode Märchen werden lebendig



Die Zeit der harmlos frohen Geselligkeit, der Kostümfeste und Faschingseinladungen ist gekommen, die Kinder wollen auf das Vergnügen der Kostümierung nicht verzichten. Sie werden sich besonders wohl fühlen in Kleidern, die ihnen die Darstellung bekannter Märchenfiguren ermöglichen. Da ist ein kleines Prinzesschen, Doraröschchen im weißen Restkleid, mit knöchellangem Rock und engem Mieder, mit angesetzten weiten Tüllärmeln, Rosenkospengirlanden um Hals, Armel und Kocksaum und ein goldenes Krönchen auf dem Kopf. Für Knaben sind weite Pumphosen, ein anliegender, heller Trikot, brette, bunte Schärpe und Ordensstern sowie ein Turban mit Reiterstirn ein hübscher und praktischer Anzug, frei nach „Tausendundeiner-Nacht“. Für einen Zwergenanzug braucht man eigentlich nicht als hübsche Schaustellung, eine Zupfmütze und ein Lärnchen, während „Rotkäppchen“ ihr sommerliches Dirndlkleid nur noch durch ein hübsches, rotes Käppchen und einen Korb am Arm zu ergänzen braucht.

Als „was“ gehst du zum Faschingsfest?

Kleine Plauderei über Kostüme und ihre Trägerinnen

Es gehört zu den reizvollsten Dingen des Lebens, sich kostümieren zu dürfen, gleichsam in eine andere Person, in einen anderen Menschen mit einer neuen Hülle hineinschlüpfen zu können. Man legt ein Stück der eigenen Schwere, der Gebundenheit an einen Kreis und eine Lebensform ab und darf sich für wenige Stunden frei geben im Schutze des Kostüms und der Maske.

Glücklich die Menschen, denen das Kostüm wirklich zu dieser inneren Freiheit die äußere bringen kann. Erst recht, wenn an einem frohbefehenden Abend ein erster Wissenschaftler plötzlich in überschäumender Freude zu tanzen beginnt, und wenn eine sonst lebhaft junge Dame plötzlich in träumerischem Gespräch auf Treppentufen sitzt, über die sich Papierfalten ringeln. Denn das Wesen wirklicher, innerer Befreiung und Befriedigung durch Erholungsfreude ist vollkommener Wechsel im Lebensrhythmus.

Die Zeit des Faschings mit seinen bunten Veranlassungen bietet die beste Gelegenheit dazu!

Aber wie allenthalben spielt auch hier der Geschmack eine große Rolle. Der Geschmack entscheidet über das Ausmaß der Ausgelassenheit, das man sich gestattet, er entscheidet bei der Wahl der Partner zur Gesellschaft — bei den Kostümen.

Nun wird zwar allgemein behauptet, daß über Kostüme nicht zu streiten sei; aber

eben weil die Kostümfeste eine Frage des guten Geschmacks ist, darf wohl ein wenig darauf eingewirkt werden. Da gibt es Anhänger der „Stilkostüme“ und andere, die sich fanatisch für die „Phantasielkostüme“ einsetzen. Dabei Mitgliedern der einen wie der anderen Seite recht gefährliche Entgegnungen unterlaufen. Es kann ebenso geschmacklos wirken, in einer völlig stilreinen Lobengrin-Uniform mit einem naturgetreu nachgebildeten Schwan unter dem Arm aufzutreten, wie es noch nicht von überströmender Phantasie einer jungen Dame zeugt, wenn sie ganz besonders schwach bekleidet erscheint! Im allgemeinen ist allerdings zu sagen, daß auf dem Gebiet des „Stilkostüms“ die Möglichkeiten zu geschmacklichen Verfehlungen größer sind. Man muß schon eine besondere Veranlassung dazu haben — beispielsweise ist manchen Festen ein Motto beigegeben: „Zu Rembrandts Zeit“ — oder „Auerbachs Keller“ — oder „Sokrates lädt ein!“ —, um zum stilreinen Kostüm, wie es der Maskenverleiher nicht liefern kann, zu greifen. Sonst sind die Stilkostüme, die den Stil durch belangloses Beiwerk zu treffen suchen, abzulehnen.

Schon hingegen sind Stilkostüme, die das Wesentliche einer Periode erfassen und unterstreichen, oftmals ganz allein herausgreifen und betonen. Wir denken beispielsweise an den spanischen Reizrod, der „Hilgerich“, also kreisrund, nicht nur langweilig und unpraktisch im Tanzsaal wäre, sondern auch seinem Zweck nicht entspräche. Verbreitert man einen Rock oder nur über den Hüften, wählt man ihn aus glänzendfarbigen, glänzendem Stoff, drapiert man ein wenig Spitze darüber, widmet man ein farbig abgestimmtes Tuch um den Oberkörper und steckt man die Blume oder den hohen Kamm ins Haar, so hat man ein hübsches und wirkungsvolles spanisches „Stilkostüm“. Nach diesem Beispiel läßt sich vieles abwandeln und aus dem Geschichtsbuch der Mode für die heiteren Faschingsstunden herausgreifen.

Am übrigen ist erlaubt, was schön ist. Schon ist aber, was die Trägerin kleidet. Und das muß allerdings nun jede Frau wissen! Sie hat einen Spiegel und sie sollte eine scharfe Selbstkritik haben. Nur tadellose, gerade Beine, nur sehr schlanke Hüften sollten sich in Hosen zeigen, nur wirklich form schöne Arme unbedeckt bleiben. Reizvoller und zugleich praktischer im anderen Falle ist es, sich zu verhüllen. Die Hüften können leicht und anmutig sein, denn Tanz und Freude erwidert. Stets aber soll die Frau sich dessen bewußt sein, daß sie durch ein Kostüm in viel höherem Maße als durch die Alltagskleidung die Möglichkeit hat, ihre Vorzüge zu unterstreichen und ihre kleinen Schwächen zu verbergen.

G. B.

Was bedeutet der

„Silberstempel“?

Unser Gebrauchssilber enthält stets auch einen Teil Kupfer. Tragen unsere Geräte also einen Stempel mit der Zahl „800“, so will das besagen, daß von tausend Gewichtsteilen achthundert Silber sind. Silberplattierte Gegenstände bestehen aus anderen Metallen mit aufgemaltem Silberbeschicht, bei ihnen wie bei galvanisch veredeltem Gerät sagt der Stempel, wieviel Gramm Silber verwendet wurden. „90“ ist in solchen Fällen eine gute Verfeinerung; es gibt auch solche mit 100 und 120 und niedrigere Grade bis zu 20.

Silbergeräte sind schön, doch klagt die Hausfrau über das „Anlaufen“. Das geschieht durch den Schwefelgehalt der Luft. Da man diesen Gehalt nicht entfernen kann, muß man die Silbergeräte vor dem Zutritt schützen. Man vermindert also die Gefahr des Anlaufens, wenn man die Silbergegenstände in dichte Mattelagen verpackt. Wer ganz sicher gehen will und sich die Mühe des Putzens ganz ersparen möchte, überzieht seine Silbergeräte, wenn sie einmal blühend gepulvert sind, mit einem Lacküberzug.

Ein wenig Hässlichkeit:

Handschuh an - - oder aus?

Es ist eine alte Grundregel, daß weder Herr noch Dame zum Gruß eine behandschuhte Hand reichen. Da, wie ich das aber nun beispielsweise heute mit den unendlich langen, engen Abendhandschuhen? Wird man sie vor jeder Begrüßung abstreifen? Ausgeschlossen! Schon hier haben wir eine Ausnahme, die die Regel bestätigt. Es wirkt immer unschön, wenn die Dame sich bei der Verabschiedung oder Begrüßung erst umständlich „entkleidet“, das heißt, den Handschuh entledigen muß. Wünscht sie einen Begleiter besonders höflich zu behandeln oder auszuzeichnen, dann findet sich vor der Verabschiedung eine Möglich-

keit, den Handschuh abzustreifen, damit die Hand nicht so absichtlich wirkt. Sonst darf es nicht als Unhöflichkeit gelten, auf der Straße, überhaupt im Freien, mit der behandschuhten Hand den Gruß auszusprechen.

Kleine Ratsschlüsse des Hausarztes.

Wenn der Frost droht - -

Mit dem Frost verhält es sich wie mit vielen Schäden in diesem Leben: man tut auf daran, ihm vorzubeugen! Wichtig ist also warme Kleidung, vor allem enganliegende wollene Unterbekleidung bei Frauen, möglicherweise die praktischen, wollebenen und nicht sichtbaren Unterziehstrümpfe unter den üblichen Seidenstrümpfen. Wer nicht an übertriebener Stilleidet, mag größere Schuhe tragen und kleine Lagen von Zeitungspapier einschließen, die einen ausgezeichneten Kälteschutz darstellen.

Die Hände sind ebenfalls gut zu schützen. Wichtig ist, daß auch warme Handschuhe, die als angeblich sicherer Kälteschutz gelten, nicht eng sind, da sonst Blutströmungen eintreten und Frostschäden sich nicht vermeiden lassen. Das Gesicht muß vor den Ausgängen in kalter Luft eingepflegt werden. Nach ein paar Minuten darf das überschüssige Fett vorsichtig abgewischt werden. Die Lippen sollen mit besonderer Creme behandelt werden, um nicht aufzuspringen. Verletzungen am Mund sind ja besonders gefährlich, und Frost oder auch nur blutige, spröde Stellen, die eine leichte Verunreinigung erfahren, können äußerst schwere Leiden nach sich ziehen. Hände und Füße sollen gut eingepflegt werden. Vor allem leiden die Füße über dem Schuhbrand und am Spann sehr unter dem andringenden Frost.

Wer zu Frostbeulen neigt, soll schon, bevor der Frost einsetzt, die gefährdeten Körperteile mit Franzbranntwein oder Kampferspiritus massieren und auf diese Weise stärken. Ist der Frost eingetreten, so

können Verletzungen mit den folgenden Lösungen erfolgreich sein: 1/2 Gramm Karbolsäure, Weisfalbe und Vaseline je 10 Gramm, Olivenöl 5 Gramm und Lavendelöl 1 Gramm. Oder einprozentige Jodtinktur-Vaselinöl, auch Verletzungen mit Jodtinktur, Jodtinktur, Lanolin, Roskollodium mit Rizinusöl oder Pernikollam.

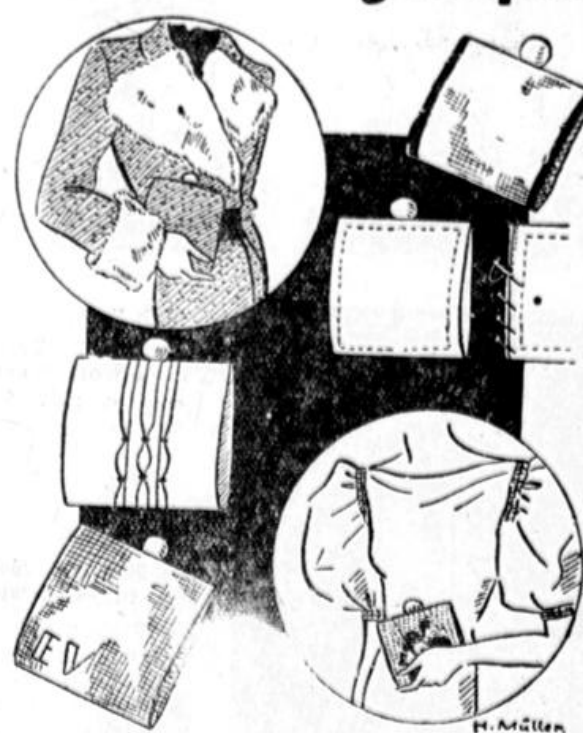
Bei Frostbeulen bade man die geschwollenen Teile in einer Mischung von Aufbaumilch und reibe sie nach dem gründlichen Abtrocknen mit Kampferspiritus ein. Dann bestreue man sie mit einem Pulver, bestehend aus 90 Gramm Stärke und 10 Gramm salzsaurem Bismut. Gegen das Jucken empfiehlt sich ein Verstreichen mit einer Lösung aus einem zehnteil Gramm Tannin und je 50 Gramm Rosenwasser und Glycerin mit nachfolgendem Einpudern wie oben.

Nochmals muß betont werden, daß Menschen, die zu Frostkrankheiten neigen, die Behandlung in der warmen Jahreszeit nicht aufgeben und vernünftigenfalls dürfen, wollen sie die Leiden einmal endgültig befeitigen.

Eine Tasche für viele Gelegenheiten

Ein Anzug wirkt eigentlich erst richtig harmonisch, wenn auch die Kleinigkeiten darauf abgestimmt sind, beispielsweise die Handtasche. Wir haben ja nun schon gelernt, die Handschuhe entsprechend anzupassen, indem wir zu den verschiedenen Kleidern gleichartige Stulpen anheften. Ganz ähnlich verfahren wir mit der Handtasche. Wir wählen eine schöne, einfache und modische Form und fertigen mehrere glatte Hülsen, die dann nur über die Ledertasche gestreift und mit Druckknöpfen oder ein paar Stichen befestigt zu werden brauchen. Zum Tagesmantel wählt man gleichartigen Stoff, für das elegantere Kleid einen farblich abgestimmten Stoff, dem wir ein fallenorientiertes Gebilde geben. Für sommerliche Kleider ist grobes Leinen, mit Buchstaben bestickt, sehr hübsch, und für den Abend arbeiten wir ein wirkungsvolles Gobelinstück aus. Wie man sieht — nur eine Tasche, und doch stets passend für die verschiedensten Gelegenheiten!

Praktische Hausfrau



Umgang mit Läufern

Wie legt man, wie pflegt man sie?

Viele Hausfrauen klagen über die kurze Lebensdauer ihrer Treppen- oder Korridorläufer. Vielleicht liegt es jedoch nicht am Läufer, sondern an der Behandlung?

Man wählt zweckmäßig kräftige rips- oder plüschartige Gewebe, Wolle, Zute, Haargarn, Baumwolle oder Kotosgarne. Alle Läuferstoffe werden mit besonders starken, gebogenen Nadeln von links in einfacher Naht auf die passende Form gebracht und schärft mit sehr heißem Eisen auseinandergebügelt. Die Läuferenden werden umgeschäumt oder bei sehr starken Stoffen mit Läuferborte eingefasst. Werden die Läufer über Treppentufen gelegt, so sind die Ranten der Stufen darunter gut zu schützen durch Hilfsauflagen, die Lagen von Zeitungspapier oder dergleichen. Man soll stets so viel Läuferstoff kaufen — etwa ein Meter mehr als erforderlich —, daß man alle paar Wochen die Läufer um einige Zentimeter verschieben kann. Das

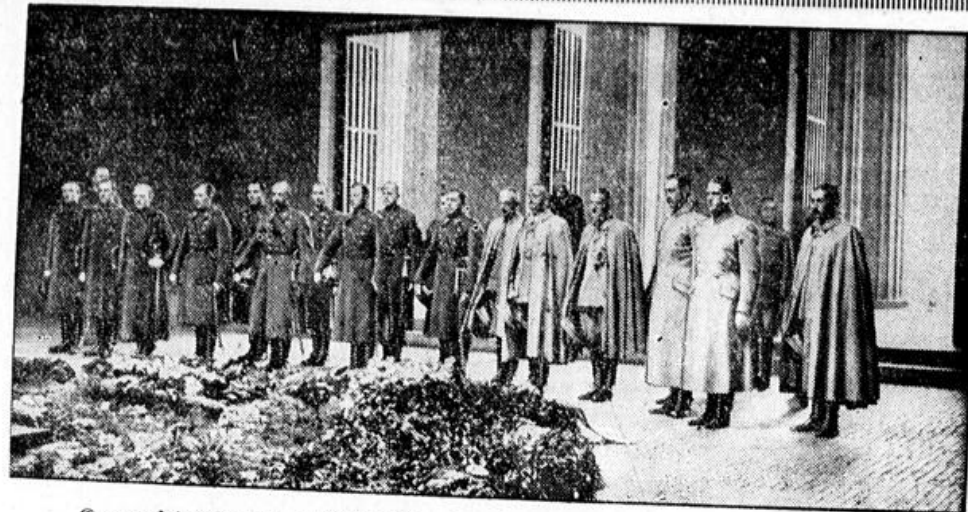
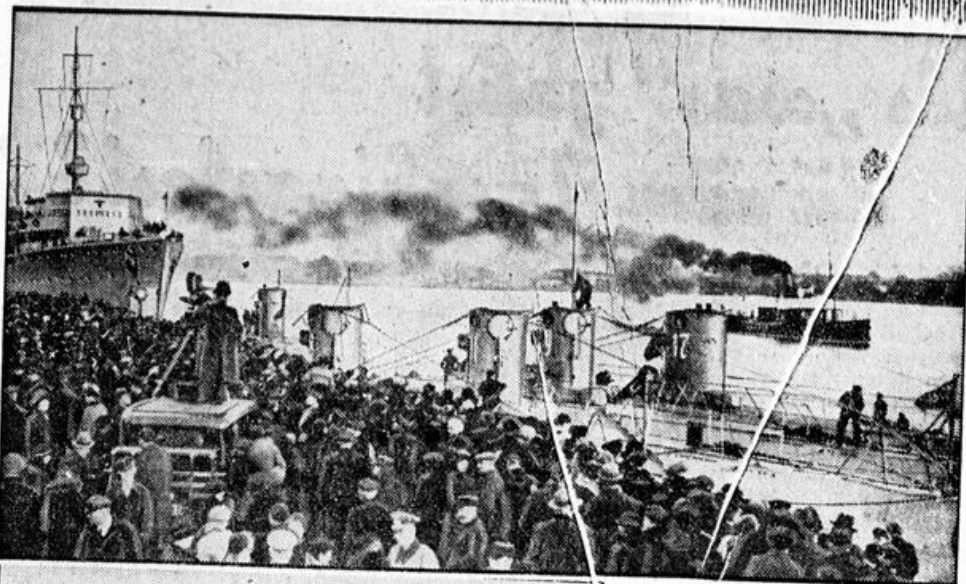
überschüssige Ende wird am Anfang oder Ende der Läuferbahn untergeschlagen. Auf diese Weise muß sich der Stoff gleichmäßig ab, und der Läufer wird nicht vorzeitig unbrauchbar, weil an gewissen Stellenfalten der Stoff gänzlich durchgestoßen ist. Die Reinigung erfolgt durch Abwischen, und wo die Läufer schwer abzunehmen und wieder aufzulegen sind, klopft man sie häufig gründlich, indem man ein gut feuchtes Tuch auflegt und den Stoff darunter klopft. Dann mit mäßig harter Bürste nachbürsten.

Kurzhaarige Pelze dürfen nie gekämmt oder gar gebürstet, sondern stets nur geklopft werden.

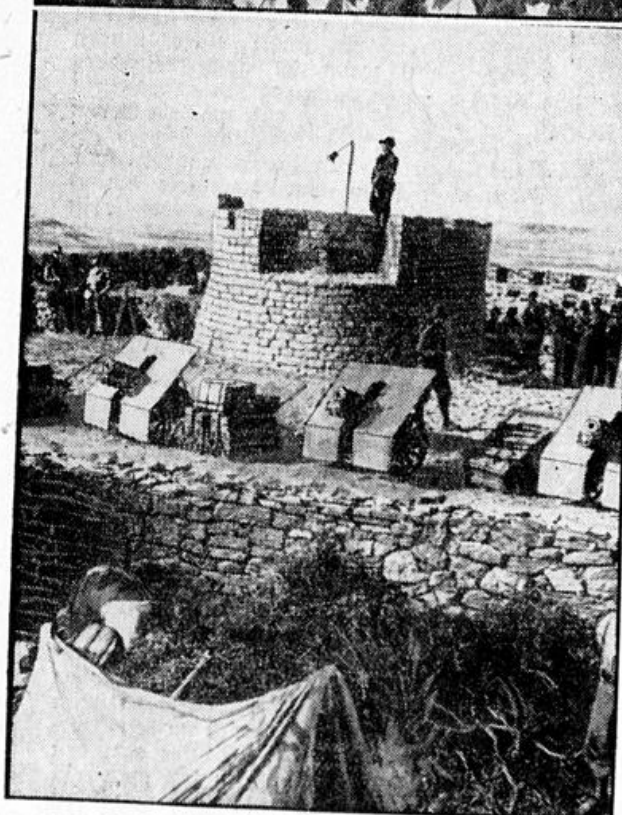
Risse in Pelzen werden von links genäht und immer nur mit einer besonderen Pelznadel, die in allen einschlägigen Geschäften zu haben ist. Sie reißt keine Löcher und verhindert das Weiterreißen der Schäden.

Bilder aus aller Welt

(Bilderdienst: Deutsches Nachrichtenbüro)

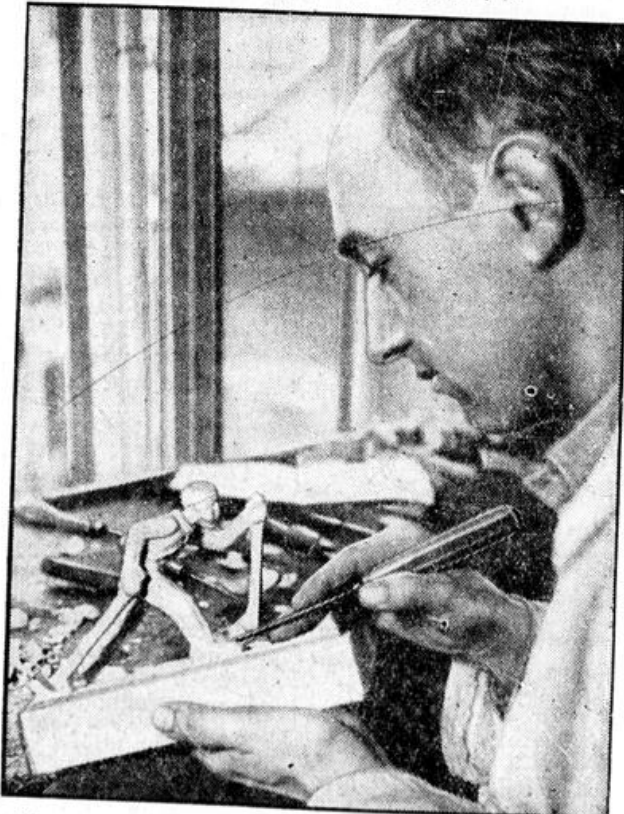


Kranzniederlegung ausländischer Turnierreiter am Ehrenmal.
Polnische, italienische, schwedische und dänische Reiteroffiziere, die zum Reitturnier in Berlin anwesend sind, ehren die Toten des Weltkrieges durch Niederlegen von Kränzen in der Ehrenhalle.



Am hart umkämpften Dogea-Bah.
Das Fort am Dogea-Bah, wo sowohl die Italiener als auch die Abessinier schwere Verluste hatten, ist von den Italienern mit einer großen Anzahl von Kanonen besetzt.

Die U-Boot-Flottille Weddigen in Swinemünde.
Der erste Besuch der neuen U-Boot-Flottille Weddigen im Marinehafen Swinemünde. Die acht Boote und der Flottentender „Saar“ machten unter den Klängen der Marinekapelle an der Liegestelle der Ostpreußen-Dampfer fest.



Oberammergauer Andenken an die Olympischen Spiele.
Die Oberammergauer Holzschnitzer, deren Arbeiten in der ganzen Welt bekannt sind, fertigen eifrig Sportplastiken als Andenken an die Olympischen Spiele an.



Briefmarken helfen dem Winterhilfswerk.
Deutsche Freimarken sind im Ausland begehrte Sammelobjekte. Aus den täglich gebrauchten Marken werden durch die Händler Devisen beschafft. Diese Ueberlegung war der Anlaß eines Aufrufs an Hamburger Firmen, Behörden und Private, ihre täglich eingehenden Umschläge mit Briefmarken der NSDAP zur Verfügung zu stellen. Der Erfolg war höchst erfreulich, ganze Briefmarkensammlungen gingen ein, deren Verlauf dem W.H.W. zugute kommt.

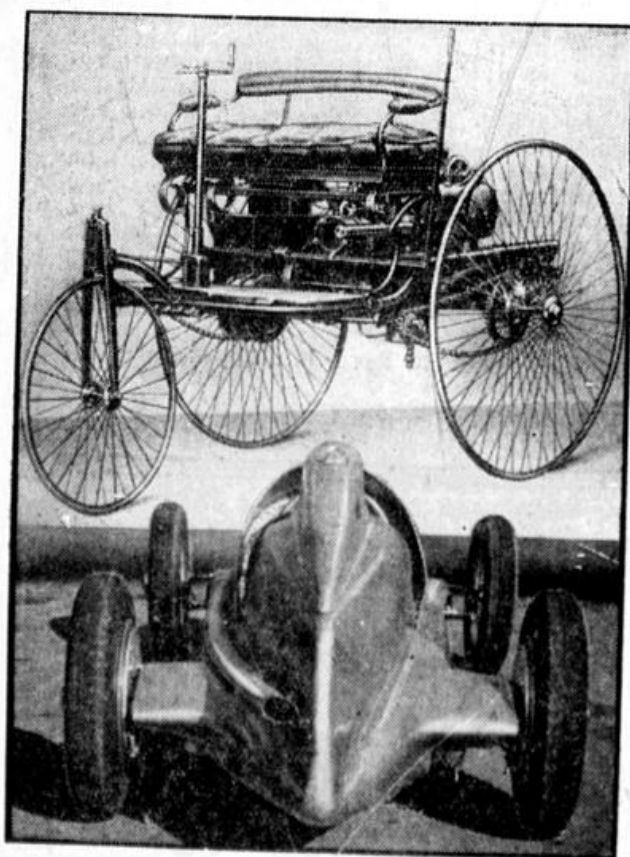


Bild links:
Das Auto feiert seinen 80. Geburtstag.
Am 29. Januar sind es 80 Jahre, daß Carl Benz das Patent auf das erste „Fahrzeug mit Gasmotorbetrieb“ erhielt. Unsere Aufnahmen zeigen den ersten von Benz konstruierten Motordwagen und darunter einen Wagen von heute.

Bild rechts:
Eine Meisterin im Training.
Die italienische Abfahrtsmeisterin Wiesinger im scharfen Training auf dem Kreuzsee bei Garmisch-Partenkirchen.



Die Kamera in Faschingslaune.
Das ganze Jahr über muß der Kameramann mit Ernst und Objektivität die Tatsachen knipsen, in der Faschingszeit hat er sich einmal einen Scherz erlaubt. Der Mann mit dem Fahrrad hat nicht etwa einen Unfall gehabt!

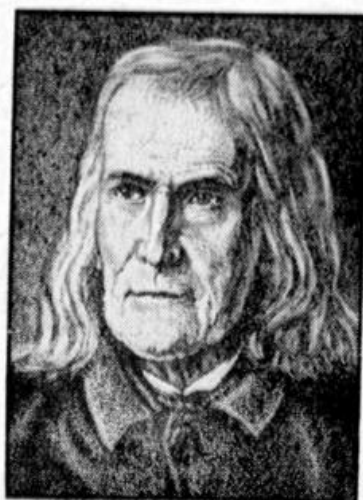


Bild links:
Zum 70. Todestag Friedrich Rüderts.
Der Lyriker Friedrich Rüdert starb am 31. Januar 1866 in Reus bei Coburg.

Bild rechts:
Von den Wahlen in Griechenland.
Wähler vor Abgabe ihrer Stimme in der Athener Universität. Die Wahlen brachten den Parteien von Konstantin und Tsalari nur einen Abgeordneten mehr als der Venizelos-Partei.



Spielplatz der Jugend

„Eti Heil!“

Der „Säugling“ — Das große Durcheinander — Das Abc des Skilaufes — Im Märchenland des Wintersportes

Die erste Abfahrt

Na, jetzt mal raus auf die heimtückischen Bretter und los! — Kaum hat man die erste Bewegung gewagt, kriegt man schon ein ganz ansehnliches, höllisches Tempo. Es schaukelt aber auch schon niedlich! Immer geht's von einem Brett auf das andere. Sie scheinen es aber noch toller mit einem treiben zu wollen. Einmal hängt man nach vorn und fällt beinahe auf die „Nase“, das andere Mal rennt man sich beinahe auf die „Kreuz“ aus. Wenn das so weitergeht? Jetzt wird es romantisch, denn man beginnt das „Hügelrutschen“. Immer geht's raus und runter, fast wie in einer Achterbahn, und der liebe Magen beschwert sich auch über das „Verunglücktworden“.

Aber einmal muß man doch draußen im glatten Gelände ankommen. Nun stellt sich das schlimmste Übel der „Schneeschuhverletzung“ ein, sie wollen nicht mehr parieren! Der eine will nach rechts, der andere nach links anstreifen. Trotz aller Anstrengungen treiben es beide so lange, bis man hilflos zappelnd im Schnee liegt. — Eti Heil!

Wolfgang W. (14 Jahre.)

2500 Meter hoch

Im Winter des vorigen Jahres bin ich mit einer Kilmgesellschaft oben auf dem Großen St. Bernhard gewesen. Es herrschte da oben eine lausige Kälte. An einem Tage, an dem ein großer Schneesturm tobte, saßen wir vom Thermometer 35 Grad Kälte ab. Wenn es aber schön war, dann konnten wir, meine beiden Kameraden und ich, unsere Eier aufschaffen und uns nach Herzenslust im Schnee herumtummeln. Eines Tages — es schien die Sonne — schnallten wir unsere Eier an und raus ging es. Wir hatten erst in diesem Jahre gelernt, und darum lagen wir manchmal mehr im Schnee als daß wir flanden. Gleich neben dem Kloster war ein schöner Hang. Diesen Hang hatten wir zum Üben auserkoren, und da übten wir das, was wir im Trocken-Skifahren gelernt hatten, nämlich durch. Hier veranstalteten wir einen Skilomlauf (wie wir uns bei diesem Namen vorstellen!). Es wurde ausgemacht, daß wir diesen Hang fünfmal herunter- und fünfmal wieder hinaufahren (bzw. gehen) sollten. Also ging es los. Wer am meisten gefallen

war, hatte verloren. Als ich schon ziemlich unten war, fuhr ich plötzlich über einen kleinen Boden, und ehe ich mich versah, wälzte ich mich im Schnee. Ich war gerade im Begriff aufzustehen, da wurde ich plötzlich wieder hingeworfen. Der Kamerad hatte mich angefahren. Nun saßen wir beide im Schnee und lachten uns erst mal tüchtig aus. Dann machten wir uns daran, unsere Beine auseinanderzulegen. Das war äußerst schwierig, zumal plötzlich der Dritte sich mit großem Schwunge zu uns gesellte. Waren bisher nur vier Beine auseinanderzulegen, so waren es jetzt sechs. Zuerst wählten wir uns alle drei im Schnee auseinander. Dann guckten wir nach, ob sich die „Feuerhaken“ schon etwas gelockert hätten. Aber keine Spur davon. Darauf versuchten wir, mathematisch auszurechnen, wie wir unsere Beine lockern könnten. Auch dieser Befreiungsversuch schlug fehl. Endlich kam der rettende Gedanke: Einer schlug vor, hinauf zum Gipfel zu gehen, um das Buch zu holen, wo drin stand, wie man sich bei derartigen Fällen zu verhalten habe. Der Gedanke an sich war gut, aber... Ganz ver zweifelt saßen wir nun da und berieten, was zu tun sei. Endlich gelang es mir, loszukommen. Nun konnten die anderen sich befreien. Das Lachen wollte kein Ende nehmen. Unsere große Intelligenz hatte uns vor dem „Weißen Tode“ bewahrt! Helmut Sch. (15 Jahre.)

Kernsätze des Skilaufes

Hart macht das Skilaufen, und die Lungen pumpen es aus, und den Mut fählt es, und die Freuden des Winters kann man dabei ganz austofen. Kein Wunder, daß der junge Mensch Sehnsucht nach den Brettern hat. So laßt uns denn einige Kernsätze des Skilaufes bedenken!

1. Die Ski stehen in der Regel meist parallel. Aus dieser Stellung entwickeln sich sämtliche Hiften.
2. In klassischer Weise steht der Körper meist aufrecht. Steife Haltung ist ausgeschlossen. Vor allem lockere Kniegelenke. Ein Gelände, das aufrechte Haltung gefordert, wird nicht in Kniestellung gefahren. Auch sollte man jegliche Stöckel so wenig wie möglich benutzen.
3. Stets gibt der stärker belastete Ski die Fahrtrichtung



Die erste Abfahrt.

Scherz-Bilderdienst

an. Deshalb wird bei allmählicher Richtungsänderung, z. B. Stemmboogen, in Grundstellung meist ein Ski entlastet und in die erstrebte Richtung gelegt. Erst dann wird das Hüftschwenken auf diesen Ski hinübergeschraubt. Und jede Gewichtsveränderung beginnt am Kopf und dreht sich über den Schultergürtel und die Hüften hinunter auf den Ski.

4. Man kann zur Kontrolle beachten, daß das stärker gebeugte Bein auch stets das stärker belastete ist. Gleich gebeugte Beine deuten auf gleiche Belastung.

5. Liegt tiefer Schnee, so daß die Neigung sehr groß ist, so sind die Hiften zu bevorzugen, die mit Belastung nur eines Skis eingeleitet werden (Telemark, Stemmboogen, Umbrechen).

6. Ziel des Skiläufers muß sein, stoßfrei fahren zu können!

7. Zulezt ist zu sagen: Mechanisches Üben allein besichert keinen Erfolg. Laufe nicht nur mit den Beinen, sondern auch mit dem Kopf. Lothar T. (16 Jahre.)

Naturschönheiten auf Parsenn

Es liegen die tiefverschneiten Hügel vom Hauch des Morgens umwoben, und die schwarzen Schatten ruhen auf den unendlichen Flächen des Hochlandes. Da röteten sich die Spitzen der zerklüfteten Bergketten, die weit in die blaue Luft ragen, und über die toten Hügel huscht ein röteliges Licht, das sich immer mehr ausbreitet. Jetzt geht die Sonne als ein strahlender Feuerball am lichtüberfluteten Horizont empor und belebt die schroffen Kanten der jactigen Bergmassen, auf denen der Schnee im ewigen Eis flimmert.

Menschen gestalten ziehen als schwarze Silhouetten die Hänge hinauf und bahnern sich durch den pulvrig flaubenden Schnee einen Weg, der die Spuren der schmalen Bretter aufnimmt. Schneidende Kälte jagt der Nordwind über die Pässe in das Tal, das immer mehr von Licht und Wärme durchflutet wird und jetzt in strahlender Sonne in blendendem Weiß erglänzt. Höher und höher steigt sie und senkt sich schon den nahenden Bergen entgegen, da kommt es fläubend aufwärts, in wahrhaftiger Fahrt rasen schattenhafte Punkte wie Gnommen den welligen Gang hinunter, der fläubend den Christenias handhält, die in schwingenden Schleifen die Spur durchs weiße Land ziehen.

Zusammengestellt von Herbert Dähn

Wollen wir mal lachen?

Kindermund.

Videritt ist ein Mädchen von sechs Jahren und heißt eigentlich Ella. Videritt ist im ersten Jahre in der Schule.

„Was ist dein Vater?“ fragt die Lehrerin.
„Weiß nicht“, sagt Videritt.
„Aber das mußt du wissen.“
„Na“, meint Videritt, „Mutti hat gesagt, kleine Kinder müssen nicht alles wissen.“



Vorsicht!

„Du, Lieschen, wir wollen heute brav sein, der Arzt verordnet Papa mehr Bewegung!“

BLICK IN DIE WELT

Treue zum Regiment.

Eine romantische Geschichte, wie kein Schriftsteller wagen würde, sie zu erfinden, wird von den englischen Zeitungen erzählt. Eine 80jährige Frau hielt in ihrer Jugend so fest zu ihrem Bruder, daß sie den Gedanken an eine geplante Ehe aufgab und sich ganz dem Leben des Bruders, eines Soldaten, widmete. Der Bruder, Major Vedie, diente im Regiment der Königin. 1889 nahm er seinen Abschied, und einige Jahre später starb er. Die Erinnerung an ihren Bruder blieb bei Mrs. Vedie aber so lebendig, daß sie in ihrem Testament ihr gesamtes Vermögen in Höhe von etwa einer halben Million Mark jetzt dem alten Regiment ihres Bruders hinterließ. Selbst in England, wo man an merkwürdige Testamente gewöhnt ist, hat diese letztwillige Verfügung Aufsehen erregt, wenn es auch nicht allzu selten ist, daß ein Regiment zum Erben eines Vermögens eingesetzt wird. Die meisten Regimenter besitzen bestimmte Fonds, denen die Erbchaften übergeben werden. Das Geld wird ausnahmslos verwandt, um alle Angehörige des Regiments zu unterstützen.

Sanatorium in Wien.

Ein neuerbautes Sanatorium in Bristol bietet schon von außen einen eigenartigen Anblick. Fast alle Fenster bestehen nämlich aus blaueisfarbtem Glas. Bei der Einrichtung der Anstalt ging man von der Erkenntnis aus, daß es gewisse Farben gibt, die erregbare Patienten noch mehr aufregen, und andere Farben, die sie beruhigen. Zu den aufregenden Farben soll Rot gehören, zu den beruhigenden dagegen das Blau. Auch im Innern des Sanatoriums hat man darauf geachtet, Farben zu wählen, die wohltuenden Einfluß ausüben.

Gefährdete Millionärskinder.

Ein amerikanisches Magazin zählt nicht weniger als vierzehn Millionärskinder auf, die durch Entführung bedroht sind und daher von den besorgten Eltern außer Landes gebracht wurden. Einige von diesen Kindern waren bereits Attentaten ausgesetzt, die Eltern der anderen erhielten verächtliche Drohbriefe. Acht dieser Kinder wurden nach Europa gebracht, die übrigen nach amerikanischen Staaten auf einsame Farmen, die mit bewaffneten Detektiven, Maschinengewehren, Flugzeugen und Panzerwagen versehen sind, um allen Angriffen Trotz zu bieten. Ein Neffe des Präsidenten Roosevelt wurde in einem englischen Internat untergebracht.

Erdrutsch als Schatzgräber.

Ein kleiner Kiesgrubenbesitzer in Wales erlebte eine angenehme Neujahrsüberraschung. Als er am 1. Januar einen Spaziergang zu seiner Grube hinaus machte, entdeckte er, daß die besten Regenfälle der letzten Tage einen Erdrutsch verursacht hatten und daß der halbe Wald auf seine Grube niedergegangen war. Ebe er aber dazu kam, sich über diesen Tatbestand eingehend zu ärgern, stieß er beim Durchschreiten des Geländes auf eine alte eldame Truhe, deren Deckel zerbrochen war und aus der mehrere Tische hervorgeworfen, die sich als gefüllt mit alten Goldmünzen erwiesen. Dieser gefundene Schatz, der seit mindestens dreihundert Jahren im Walde vergraben lag, im Verein mit Hunderten von Metern fern-

gefundenen Holzes, ersetzt reichlich den durch den Vergrusich entstandenen Schaden — wenn der Waldbesitzer nicht in einem Prozeß gegen diesen plötzlichen Besitzwechsel vorgeht.

Wir verspeisen unser Vermögen.

Mit sanftem Eifer wendet sich Mr. V. S. Young gegen das zu reichliche und zu teure Essen unserer Zeit. Wie er behauptet, kann jeder Mensch mit einem Quantum Essen täglich auf und gern auskommen, das insgesamt nicht mehr als 30 Pfennige kostet. Fast alle Menschen essen viel zuviel und können ein bedeutendes Vermögen sparen, wenn sie sich zur Bescheidenheit im Essen erzwingen wollten, meint Mr. Young. Worauf ihm in einer Zeitung seiner Heimatstadt Melbourne die Antwort zuteil wurde, daß ein großer Prozentsatz der Menschheit überhaupt nicht lebe um zu essen, anstatt esse um zu leben — also den Zweck des Daseins verkehrt, wenn die Speisefarte abgebaut würde.

Wer hat freie Fahrt?

Mit einem salomonischen Schiedsspruch hat die Straßenbahnverwaltung von Newart (Amerika) den ewigen Streit zwischen Kindern, die behaupteten, noch keine zehn Jahre alt zu sein, und ungläubigen Schaffnern gelöst. Alle Kinder unter zehn Jahren haben dort nämlich freie Fahrt, und dieses Privileg wurde nach Ansicht der Straßenbahndirektion ungebührlich ausgenutzt. Daher ist als neue Regel aufgestellt worden: Alle, die kleiner als 90 Zentimeter sind, haben freie Fahrt, gleichgültig, ob sie neun oder neunzig Jahre alt sind. Zur Kontrolle hat man an den Türen in 90 Zentimeter Höhe einen Strich angebracht, an dem jeder beim Einsteigen vorbeigehen muß.

100 Jahre Widwidier.

Abgesehen von den Werken der großen Klassiker gibt es außerordentlich wenig Bücher, die ihr hundertjähriges Jubiläum feiern können und trotzdem heute noch genau so populär sind wie damals. Hundert Jahre alt wurde in den ersten Januartagen Charles Dickens' Jugendwerk „Pickwick Papers“ (Die Pickwickier), jene zwar etwas formlose aber amüsante Geschichte des Herrn Pickwick und seiner Freunde. In diesem Werk Dickens' offenbarte sich bereits das ganze Genie des großen englischen Humoristen, und die Figuren des Buches sind mit ihren natürlichen britischen Humor heute noch so lebendig und so echt englisch und menschlich wie vor hundert Jahren. Kein Wunder daher, daß das Pickwickierjubiläum in England allseits gefeiert wurde.

Wie man Admiral werden kann.

Daß eine Tänzerin für Verbreitung der nationalen Kunst einen Orden bekommen kann, wie die Argentinia für ihre spanischen Tänze in aller Welt, das haben wir schon erlebt. Daß aber eine Pantomimspielerin zum Admiral ehrenhalber ernannt wird, weil sie durch Zingen von Matrosenliedern den Seemannsdienst vollständig macht, das ist neu. Ginegar Rogers heißt diese junge Dame mit dem würdigen Titel, und die Verwaltung des Staates Texas (USA) hat die Ernennung vorgenommen. Mrs. Rogers ist Pantomimspielerin, und zahlreiche neugeworbene Matrosen fragen aus, daß sie durch die Vorführungen dieser Künstlerin Lust zur Marine bekamen.

Ein wirksames Mittel

Der amerikanische Humorist Mark Twain war wieder einmal, wie so oft, der Mittelpunkt einer heiteren Abendgesellschaft. Nach dem Mahl erging man sich in allen möglichen Thematika, wobei natürlich auch die immer wieder angenehme Gruselgeschichte die mystische Frage eine Rolle spielte. Im Augenblick war man dabei, von einer Schlafwandlerin die unglaublichen Sachen zu berichten. Jeder wußte etwas zu erzählen und schließlich wurde auch der heute sonderbar ernste Mark Twain um Äußerung seiner Ansicht über okkulte Dinge gebeten. Der Dichter sagte: „Meine verehrten Anwesenden, da wir gerade von Mondsücht und Schlafwandeln geredet haben, so will ich nicht verschweigen, daß mir ein außerordentlich wirksames Mittel bekannt ist, das ich Ihnen nicht vorenthalten möchte, wenn Sie wirklich Wert darauf legen.“ Alles rief ihm zu, alles bat, und Mark Twain begann: „Also, meine Damen und Herren, mein Mittel ist einfach, mein Mittel ist billig und ganz selten wirkungsvoll. Sie gehen zum Eisenwarenhändler, kaufen dort ein Viertelpfund schöne, scharfe Reißnägeln, streuen dieselben möglichst dicht dorthin, wo der Schlafwandler oder Mondsüchtige sich zu ergehen pflegt, und Sie werden es erleben, daß in der nächsten Nacht der Unheimliche diese Stätte meidet.“

Schwierige Verständigung.

Der durch Gelehrsamkeit wie durch Originalität weitbekannte Prof. Friedrich Taubmann, weiland „lustiger Rat“ beim Kurfürsten Christian II. von Sachsen, wurde eines Tages von seiner Herrin Gemahlin Hedwig aufgefordert, seine Frau mit nach Dresden zu bringen, da die Kurfürstin sie lehren zu lernen wünsche. Taubmann legte sein Gesicht in ernste Falten. „Kurfürstliche Gnaden, das geht nicht, meine Frau ist stotter.“ Hedwig bestand aber auf ihrem Bunsche, und so gab Taubmann seinem Weibe den höchsten Willen der Landesmutter kund: „Liebe Amalia, du mußt aus Leibestrafen bei deinen Antworten schreiben, die Kurfürstin ist stotter.“ Es gehört nicht viel Phantasie dazu, sich die bald darauf während eines Hoffestes stattfindende Unterhaltung der beiden Damen miteinander auszumalen. Kurfürst Christian, den sein „lustiger Rat“ vorher verständigt hatte, wurde fast krank vor Lachen.

Prompte Antwort.

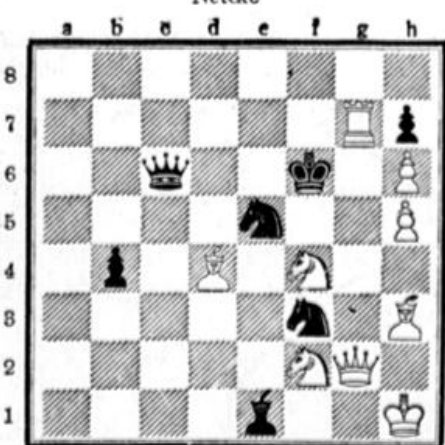
Gast: „Wenn ich etwas nach dieser Speisefarte bestellen will, dann lauter allemal Ihre Antwort: Ist nicht mehr da! Was ist denn das?“ Kellnerin: „Nech, Euer Gnaden!“

Der Toast.

Bei einer Hochzeit war das Brautpaar im Begriff, sich zu entfernen, als der jüngere Bruder der Braut an sein Glas klopfte und sprach: „Meine Herrschaften! Da uns eben das junge Paar verlassen will, so will ich mich kurz fassen. Ich bitte Sie alle, Ihr Glas zu nehmen, sich zu erheben und — nachzusehen, ob vielleicht jemand auf meinem neuen Zylinder sitzt.“

Schachaufgabe

Netze



Matt in drei Zügen

Kontrollstellung: 16 Figuren. Weiß (9 Figuren): König h 1, Dame g 2, Läufer h 3, d 4, Springer f 2, f 4, Turm g 7, Bauer h 5, h 6. Schwarz (7 Figuren): König f 6, Dame c 6, Springer e 5, f 3, Läufer e 1, Bauer b 4, h 7.

Verbindungsauflage.

Aus den 18 Wörtern: Apfel — Berg — Vogen — Dittel — Eis — Rinf — Rie — Kasse — Kraut — Lampe — Laub — Licht — Luft — Sah — Schiff — Schirm — Stein — Wald sind durch Zusammenfügen zweier Wörter neun neue Wörter zu bilden. Sind diese gefunden und richtig geordnet, ergeben deren Anfangsbuchstaben, aneinander gereiht, ein weibliches Festgewand.

Masken sehen dich an



Kleine Tragödie! „Vor fünf Minuten hat er mir noch ewige Liebe geschworen und jetzt ist er fort.“



Aus einem Ballbericht: „Der Erste Preis für das beste Herrenkostüm fiel auf Herrn Egon Piependraht!“



Der eiserne Gast. „Stehen Sie bitte auf, mein Herr, der Saal wird geschlossen!“ — „Ich kann doch nicht, lieber Freund, die Schärniere sind eingeroostet.“



„Also, gehen Sie schon mit Botchen Karussell fahren, Herr Komme, aber in spätestens einer Stunde bringen Sie sie wieder an unseren Tisch zurück!“



Zeichnung: Krusch

Das fluge Kind.

Das kleine Mädchen: „Ach, mein Herr, wollen Sie mir, bitte, die Tür aufmachen?“ Der Herr ist so freundlich, sie zu öffnen, und fragt dann das kleine Mädchen: „Aber warum machst du sie dir nicht selbst auf?“ Das kleine Mädchen: „Weil sie friisch gestrichen ist!“

Lehrer: „Verstehst du Schwarz hat mit der Erfindung des Pulvers Großartiges geleistet.“

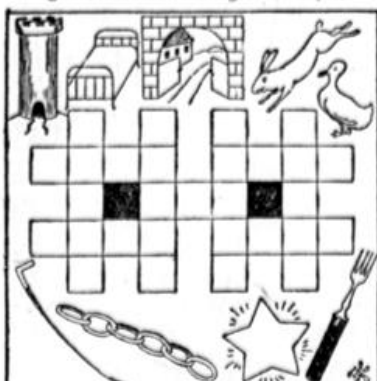
„Aber hat er auch neben dem Guten viel Schlimmes damit gestiftet. Zuviele, Karl?“

Karl: „Er ist allein daran schuld, daß so viele Menschen das Pulver nicht erfunden haben.“

Umstellungsrätsel.

Ein Jüngling hat ein Liebschen heiß, Ein andrer darum freien wollt. Er ging zum Vater, bat gar hoch, Zu lassen ihm die Tochter doch. Der Vater schau' ihn lächelnd an Und sprach: Mein lieber junger Mann, Die Antwort darauf nehme dir Aus ihrem Namen selbst von mir, Denn dessen Zeichen, recht gelehrt, Verkünden dir, was dir gefällt. Vier Silben macht der Name aus, Du machst drei in zwei Worten draus, Und nimmst mit deinem Bräutchen hin Den Namen mancher Königin. Nun sag' mir an in kurzer Zeit: Wie hieß die Braut, wie der Weicheld?

Illustriertes Kreuzworträtsel.



Die in die waagerechten und senkrechten Felder einzutragenden Wörter sind aus den bildlichen Darstellungen zu erraten. Die Wörter der waagerechten Reihen sind in dem oberen, die der senkrechten in dem unteren Teil des Bildes zu suchen.

Kreuzworträtsel.



Die Wörter bedeuten: Von links nach rechts und von oben nach unten: 1. Temperatursteigerung, 2. Schilfrohr, 3. Fortspieße, 4. andere Bezeichnung für Gedanke, 5. Vierbeiniger, 6. Mähenzug, 7. griechische Göttin, 8. Nebenfluß der Maas, 9. einstimmiges Lied, 10. Amphibie, 11. natürliches Wasserbecken, 12. englischer Feldherr, 13. Zeitraum, 14. Teil des Auges, 15. Eingeladener. Diagonale: A—B: Merkwürdige Angewohnheit.

Geographische Anagramme.

1. Alle hin, 2. nie banal, 3. mein Essen, 4. sein Rabe, 5. nanu!, 6. Warden tot, 7. der Hagen.

Aus vorstehenden Wortpaaren bilde man geographische Namen mit folgenden Bedeutungen: 1. Stadt in Salzburg, 2. Balkanstaat, 3. Teil Alt-Griechenlands, 4. Fluß in Rußland, 5. Stadt in Westfalen, 6. Stadt in Holland, 7. Stadt im Harz. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Namen benennen eine deutsche Handelsstadt.

Der nervöse Herr

Opernhaus. Eben werden die Türen geschlossen, die elektrischen Birnen abgeblendet, der Kapellmeister klopft an sein Pult... da stürzt im letzten Moment ein Herr in den Saal, drängt sich durch die Sitzreihen auf seinen Platz... schon beginnt die Musik... da faßt der Herr in seiner Nervosität, Atemlosigkeit, fast ein kleines Häßchen, das auf dem Kleide einer vor ihm sitzenden Dame hängt, und wirbelt das Häßchen in den unruhigen Fingern herum.

Die Overtüre ist aus. Der Herr wacht aus seiner nervösen Spielerei auf, erschrickt ein wenig, da er ein dickes Häßchen in den Händen hält, schiebt dieses gedankenlos unter seinen Sitz, denn schon geht der Vorhang hoch...

Das ist die Vorgeschichte.

Am nächsten Abend kommt Herr Krause an seinen Stammtisch.

„Kinder! Gestern ist mir was passiert... also, vollkommen unerklärlich! Ich will mit meine Frau in die Opa gehen und sage zu ihr: Auguste, sage ich, zieh' dir man heute den wollenen Unterrock an, den ich dir zu Weihnachten geschenkt habe, er ist fast draußen. Und meine Frau macht bei ooch. Wir gehen also in die Opa, und wie sich meine Frau hinterher des Nachts nu auszieht... wat soll ich euch sagen... is der Unterrock wech! Hat der Mensch Wochte?“

Geschied.

Hausfrau: „Marie, Sie sehen nicht gut aus. Haben Sie etwas genommen, was Ihnen nicht bekommt?“ Mädchen (stürzig): „Jawohl, diese verfluchte Stellung.“

Sein Schade.

„Ich höre, daß Sie mit Ihrem zukünftigen Mann nach Kalifornien gehen werden“, sagte die Hausfrau zu ihrem betratelustigen Hausmädchen. „Fürchten Sie denn nicht die lange Reise und all das Neue?“ „Ach, gnädige Frau“, meinte das Mädchen, „das ist ja keine Sache. Ich gehöre jetzt ihm, und wenn mir irgend etwas passiert, dann ist das bloß sein Schade.“

Kapital und Arbeit.

Hans wägt volkswirtschaftliche Probleme:

„Was ist Kapital und Arbeit?“ Franz gibt ein Beispiel: „Ich pumpe dir hundert Mark. Das ist Kapital!“ „Schön. Und die Arbeit?“ „Die habe ich, wenn ich die hundert Mark wiedertrienge will.“

Er: „Bei mir wirst du leben wie im Paradies!“ Sie: „Ach, der kenne id — nie wat anzueh'n!“

Böse Zungen.

„Glauben Sie eigentlich die üble Sache, die man von der Schindin erzählt?“ „Die trau' ich ihr glatt zu. Abzueh'n — was erzählt man denn?“

Scherzfragen.

1. Wann hat man den Wunsch allein zu sein? 2. Wann ist die Gans am wohlgeschmecktesten? 3. Mit welchem Worte vermag man Abschiedstränen noch zu bezeichnen?

Lösung: Dame h 4 — e 7

1.) D h 4 — e 7, K d 6 × D e 7. 2.) c 7 — e 8, Springer f, K e 7 × e 6. 3.) f 7 — f 8 Springer matt.

1.) D h 4 — e 7, K d 6 — c 6. 2.) c 7 — e 8 Dame f, K e 6 — h 6. 3.) D e 7 — c 7 matt.

Scharade.

Fingerhut. Wer ist schneller? Das Flugzeug war ebensolange unterwegs wie der Kraftwagen, nämlich zwei Stunden. Da es zwei Stunden in der Luft blieb, hat es genau 120 Kilometer zurückgelegt. Stimmt's?

Kreuzworträtsel.

Von links nach rechts: 1. Senf, 5. Heß, 9. Har, 10. Ato, 11. Gsta, 12. Senf, 13. Bern, 14. Erna, 15. Senfgurle, 21. Gsta, 22. Teil, 23. Reer, 24. Tacl, 25. Rur, 26. Eise — Von oben nach unten: 1. Sieb, 2. Eise, 3. Rur, 4. Rrant, 5. Hagebutte, 6. Eger, 7. Sinn, 8. Sofa, 15. Senf, 16. Gsta, 17. Reer, 18. Real, 19. Ries, 22. Gsta.

Silbenrätsel.

1. Unbide, 2. Gsta, 3. Brenner, 4. Erpel, 5. Raffael, 6. Allegorie, 7. Luffe, 8. Locarno, 9. Erhard, 10. Saturn. — Aber alles die Pflicht.

Ergänzungsrätsel:

„Nehemia“, Borneo, Teheran, Armide, Beate.